This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

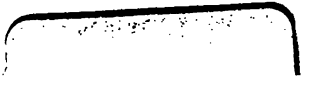
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06819975 5



230

Zingerle, Ignaz Vincenz, edler von Summersberg, 1825-1892.

Kinder- und Hausmärchen

gesammelt

durch die

Brüder Zingerle.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.
1852.

Ko

Druck der Wagner'schen Buchdruckerei.

Dem Andenken

ihrer

frühverblichenen, lieben

Bettina

gewidmet

von den

Herausgebern.

Vorwort.

Fr. Lentner ſchreibt in ſeinen „Geſchichten aus den Bergen“: „Die Zeit iſt nicht mehr ferne, wo das Märchen ſelbſt zum Märchen geworden ſein wird und man ſich erzählt, daß es Sagen gegeben habe.

Seit ihre Ueberlieferung eine ſchriftliche geworden iſt, gerieth ihr eigentlicher Lebensſaft in's Stocken; — das Leſen macht den Erzähler überflüſſig; dabei aber verſtummen auch die letzten Wiſſenden und dem, der nicht lieſt, geht ſein lebendes Buch verloren, deſſen Inhalt gewiß nicht einmal vollſtändig gerettet wurde in's Gedruckte. Der deutſche Bauer unſerer Tage, trotz ſeiner Schulkünſte, um wie viel weniger weiß er nicht von jenen Geſchichten, Schnurren, Sprüchen und Märchen, die ihm in erfreulicher, leichtfaßlicher Form eine Menge leichtfaßlicher Lehrſätze, nutzbare Moral und ächte Volksweisheit an die Hand gaben? — Je ſeltener ein wirklicher Geſchichten- und Sagenbeſitz beim Landvolk geworden, deſto ſchätzbarer iſt das Wenige, was einzelne Gegenden unter manchen äußeren und inneren Begünſtigungen noch heute bei friſchem Leben erhalten haben.“

Was in dieſer Stelle einer meiner geehrteſten Freunde im Jahre 1851 niederſchrieb, ſchwebte mir vor, als ich im Jahre 1843 meine Sammlung der Sagen, Märchen, Volksſprüche ꝛc. begann. Mein herrliches Vaterland ſchien mir einer der geſegneten Winkel zu ſein, in dem noch mancher Schatz ruht, der anderswo nicht mehr zu finden iſt. Die ächte Volkspoeſie klingt noch in den Bergen, und Sagen, die in andern Ländern lange ſchon verſchollen ſind, tönen noch in unſern von Eisgebirgen umfriedeten Thälern. —

Wie ſich in unſern Dialekten mittelalterliche Formen und Redensarten, die wir in den mittelhochdeutſchen Dichtungen lieb gewonnen haben, zahlreich wieder finden, ſo wandern noch häufig Sagen und Märchen im Munde des Volkes, die mit den Götter- und Heldenſagen unſerer Vorfahren in engſter Verwandtſchaft ſtehen und auf manche dunkle Stelle unſerer alten Dichtungen helle Schlaglichter werfen. Wie in den Gebirgsländern ſich ein feſtes Anklammern an das Althergebrachte zeigt und heutige Sitten noch von dem Zeugniß geben, was einſt in uralter Zeit gebräuchlich war, ſo haben ſich in unſern Gebirgen noch Gewohnheiten und Gebräuche erhalten,

die in der Ebene lange schon vergessen und begraben sind. Wenn aber heute noch ein altes Lied erklingt, so steht uns Niemand Bürge, ob es morgen auch erschallen werde; wenn heute eine alte Kindsmagd den lauschenden Kleinen noch ein Märchen erzählt, sind wir nicht gesichert, ob morgen die alte Dichtung mit der Erzählerin nicht zu Grabe gehe. Die alte Zeit verschwindet und mit ihr drohen auch ihre Blüthen zu welken und zu verdorren. Je rascher ein neuer Geist in die Entwicklung des Lebens eingreift, desto schneller werden uns die alten Schätze entrückt. Wer steht dafür, daß unsere einheimischen Volksdichtungen noch blühen und das Herz erfreuen werden, wenn die Dampfwagen durch unsere Thäler brausen werden und das bisher Ferne uns nahe liegen wird? Wir können und dürfen uns derartige Gedanken nicht verhehlen und müssen sammeln, so lange es noch Abend ist, — denn sonst dürfte die Reue zu spät kommen, wenn ein späterer Sammler anstatt der Rosen nur mehr dürre Halme und stachlichte Hagenbutten finden würde.

Diese Gedanken leiteten mich, als ich meine Sammlung begann, dieselben erfüllen mich jetzt, da ich das erste Bändchen meiner Lese in die weite,

fremde Welt sende. Es enthält die Kinder- und Hausmärchen Tirols, die kindlichen, zarten Dichtungen, die den Kindern erzählt werden, oder die man sich an langen Winterabenden mittheilt, wenn in getäfelter Stube das Kienscheit flammt, der Mond durchs Fenster schaut und die traulichen Räder schnurren. Das Bändchen zählt 40 solche Kinder unserer Volksmuse. Es gibt deren wohl ungleich mehrere in unsern Bergen, allein wir finden sie schon in andern Märchensammlungen erzählt und deßwegen ließen wir sie aus dem Spiele. Wir haben nur solche Märchen aufgenommen, die man in derselben Gestalt in andern Büchern nicht findet. Dieses hinderte uns aber nicht, Erzählungen, die mit bereits gedruckten Märchen verwandt sind, aber sich doch durch einzelne Züge davon unterscheiden, aufzunehmen. Wir haben es sogar zweckmäßig gefunden, ein und dasselbe Märchen, das aber in verschiedenen Theilen Tirols verschieden erzählt wird, in den verschiedenen Fassungen den Lesern mitzutheilen. Ein Beispiel dieser Art mögen uns die Märchen: „Cistl im Körbl," „Die drei Schwestern" und „Das Hennenpfösl" bieten. Stammmärchen ist in allen dasselbe, das eine Thema hat drei Variationen erhalten und es ist nicht uninteressant, diese feinen Unterschiede in der Darstellung zu verfolgen. Das Mütterchen in Passeier erzählt „Das Hennenpfösl," die alte Kindsmagd in

Meran „Die drei Schwestern“ und bei Bozen hört man „Das Eistl im Körbl.“ —

Was die Darstellung der mitgetheilten Märchen betrifft, so befliſſen wir uns die volksthümliche Erzählungsweiſe, so viel als möglich war, beizubehalten. Mit einer faſt kindlichen Pietät beſtrebten wir uns, jede fremde Zuthat ſelbſt dort ferne zu halten, wo uns die Erzählung lückenhaft ſchien. Wir wollen das Empfangene treu in jener Geſtalt wieder geben, in der wir es erhalten haben. Dies Streben, den Volkston treu beizubehalten, wird manche Provinzialismen, die wir gefliſſentlich einwoben, entſchuldigen und rechtfertigen. Sollte einer unſerer Leſer um die Quellen fragen, aus denen wir ſchöpften, ſo müſſen wir ihm treu und aufrichtig geſtehen, daß wir nur eine Quelle, die Tradition des Volkes, benützten. Die Mittheilung und Erzählung manches Märchens verdanken wir der theuren Unvergeßlichen, der dieſes Bändchen gewidmet iſt und von der des Dichters Worte gelten:

„an ir was frouwen êre *)
und ganziu triuwe veste.

Sie ſtand uns bei unſerm Beginnen hülfreich zur Seite und manche zarte Blüthe unſerer Volkspoeſie, die in den nächſten Bänden veröffentlicht wer-

*) Wigalois von Wirnt von Gravenberg. V. 7460 u. 61.

Seite

25. Der Fiſcher 148
26. Unſer Herr als Bettler 160
27. Was iſt das Schönſte, Stärkſte und Reichſte . . 162
28. Werweiß 168
29. Rieſe und Hirte 180
30. Die ſingende Roſe 183
31. Nothwendigkeit des Salzes 189
32. Goldener 192
33. Der tapfere Rittersſohn 200
34. Nadel, Lämmlein und Butterwecklein 207
35. Die zwei Fiſchersſöhne 217
36. Purzinigele 225
37. Der gläſerne Berg 233
38. Der Holzhacker 245
39. Der Müllerburſch und die Katze 251
40. Thaddädl 255

1.

Schweſterchen und Brüderchen.

Es war einmal ein Schweſterchen und ein Brüderchen. Das Schweſterchen war brav und gut und folgſam und betete fleißig in der Kirche. Das Brüderchen ging aber ſeine Wege, war ſtörriſch und ſchnippiſch und machte ſeinen Eltern nur Kummer und Verdruß. Einmal gingen beide in den dunklen Wald hinaus Erdbeeren leſen. Sie kamen immer tiefer und tiefer in den Forſt hinein. Das Brüderchen aß und aß in voller Gier, ohne jemals an Gott oder an die Mutter zu denken; das Mädchen hatte aber ein Binſenkörbchen mitgenommen, und las die rothen Beerlein in dasſelbe hinein, um ſie der lieben Mutter zu bringen. Wie ſie ſo beiſammen im Walde waren und Schweſterchen ſammelte und Brüderchen aß, kam plötzlich eine ſchöne, ſtolze Frau durch die dunkelgrünen Fichten hergegangen. Es umfloß ſie ein wunderbares Licht und die Krone auf ihrem Haupte glänzte, wie die Sonne, wenn ſie am lichtblauen, heitern Himmel ſteht. Das Schweſterchen ließ das Sammeln und ſtand ehrerbietig auf, als die ſchöne Frau kam; das Brüderchen rupfte aber in den Erdbeeren *fort, ohne ſich an etwas anderes zu kehren.*

»Was machst du da, mein Kind?« sprach die schöne Frau lächelnd das Mädchen an.

»Ich pflücke Erdbeeren, um sie meiner lieben Mutter zu bringen,« antwortete das Schwesterchen erröthend; denn es schämte sich vor der schönen Frau.

Die Frau lächelte wieder und drückte dem Schwesterchen ein Schächtelchen, das aus reinem Golde war, in die Hand und sprach: »Mein Kind sei brav! Wenn du das Schächtelchen öffnest, so gedenke meiner. Wir sehen uns einst wieder.« Lächelnd ging die Frau mit der funkelnden Krone weiter und kam zum Brüderchen, das in Hast und Wuth Erdbeeren aß, wie das liebe Vieh.

»Was machst du Bübchen?« sprach die Frau ernst und doch milde.

»Schmeck*) es, wenn du es wissen willst,« erwiederte störrisch und trotzig der wilde Bursche. Der schönen Frau kugelten zwei Thränen über die feinen Wangen und betrübt gab sie dem ungezogenen Knaben ein schwarzes Kästchen. »Gedenke meiner, wenn du es öffnest,« sagte sie wehmüthig und verschwand leuchtend hinter den Bäumen, wie die Sonne, wenn sie hinter den Bergen niedersinkt; die schöne Frau war aber die Gottesmutter.

Was mochte aber in dem Schächtelchen sein? Das wirst Du gleich hören, mein Kind! Das Brüderchen riß gleich voll Neugierde den Deckel auf und sieh! Aus dem schwarzen Schächtelchen schlangen sich zwei schwarze, schwarze Würmer

*) *Schmecken* im Dialekt statt riechen.

heraus, und die wurden immer länger und länger, umwickelten endlich das Brüderchen, und führten es immer weiter in den finstern, finstern Wald hinein, so daß es nie und nimmer gesehen wurde.

Das Schwesterchen dachte sich aber, bevor ich das Schächtelchen öffne, muß ich es der Mutter zeigen; oh und die wird eine Freude haben! In diesen Gedanken pflückte und pflückte sie Erdbeeren bis sie das Körbchen voll hatte und wollte dann zur Mutter heimkehren. Wie sie aber gehen wollte, wollte sie auch das Brüderchen bei sich haben, obwohl es böse war. Schwesterchen rief aus voller Kehle, aber Brüderchen gab keine Antwort. Dann suchte das Mädchen rechts und links, und links und rechts, aber nirgends fand es eine Spur vom Brüderchen bis es anfing zu dunkeln und es im Walde unheimlich wurde.

»O vielleicht ist das Brüderchen schon zu Hause oder es will mich nur necken,« dachte sich betrübt das Mädchen und ging mit dem vollen Körbchen und dem goldenen Kästchen dem Hüttchen zu, in dem die Mutter wohnte. Es fand aber nicht das Brüderchen zu Hause, und als dieses lange, lange nicht kam und Mutter und Schwesterchen darauf warteten, erzählte das Mädchen von der schönen Frau, die es gesehen, und zeigte der lieben Mutter das Kästchen. »Du thust es mir wohl aufbehalten, liebe Mutter!« bat das Kind. »Aber zuvor darf ich wohl schauen, was darinnen ist?« fragte das Mädchen, und blickte forschend der Mutter ins blaue, treue Auge.

»O *ja!*« *sprach* die Mutter, und das Mädchen öffnete

Druck der Wagner'schen Buchdruckerei.

Dem Andenken

ihrer

frühverblichenen, lieben

Bettina

gewidmet

von den

Herausgebern.

Was in dieſer Stelle einer meiner geehrteſten Freunde im Jahre 1851 niederſchrieb, ſchwebte mir vor, als ich im Jahre 1843 meine Sammlung der Sagen, Märchen, Volksſprüche ꝛc. begann. Mein herrliches Vaterland ſchien mir einer der geſegneten Winkel zu ſein, in dem noch mancher Schatz ruht, der anderswo nicht mehr zu finden iſt. Die ächte Volkspoeſie klingt noch in den Bergen, und Sagen, die in andern Ländern lange ſchon verſchollen ſind, tönen noch in unſern von Eisgebirgen umfriedeten Thälern. —

Wie ſich in unſern Dialekten mittelalterliche Formen und Redensarten, die wir in den mittelhochdeutſchen Dichtungen lieb gewonnen haben, zahlreich wieder finden, ſo wandern noch häufig Sagen und Märchen im Munde des Volkes, die mit den Götter- und Heldenſagen unſerer Vorfahren in engſter Verwandtſchaft ſtehen und auf manche dunkle Stelle unſerer alten Dichtungen helle Schlaglichter werfen. Wie in den Gebirgsländern ſich ein feſtes Anklammern an das Althergebrachte zeigt und heutige Sitten noch von dem Zeugniß geben, was einſt in uralter Zeit gebräuchlich war, ſo haben ſich in unſern Gebirgen noch Gewohnheiten und Gebräuche erhalten,

die in der Ebene lange schon vergessen und begraben sind. Wenn aber heute noch ein altes Lied erklingt, so steht uns Niemand Bürge, ob es morgen auch erschallen werde; wenn heute eine alte Kindsmagd den lauschenden Kleinen noch ein Märchen erzählt, sind wir nicht gesichert, ob morgen die alte Dichtung mit der Erzählerin nicht zu Grabe gehe. Die alte Zeit verschwindet und mit ihr drohen auch ihre Blüthen zu welken und zu verdorren. Je rascher ein neuer Geist in die Entwicklung des Lebens eingreift, desto schneller werden uns die alten Schätze entrückt. Wer steht dafür, daß unsere einheimischen Volksdichtungen noch blühen und das Herz erfreuen werden, wenn die Dampfwagen durch unsere Thäler brausen werden und das bisher Ferne uns nahe liegen wird? Wir können und dürfen uns derartige Gedanken nicht verhehlen und müssen sammeln, so lange es noch Abend ist, — denn sonst dürfte die Reue zu spät kommen, wenn ein späterer Sammler anstatt der Rosen nur mehr dürre Halme und stachlichte Hagenbutten finden würde.

Diese Gedanken leiteten mich, als ich meine Sammlung begann, dieselben erfüllen mich jetzt, da ich das erste Bändchen meiner Lese in die weite

fremde Welt sende. Es enthält die Kinder- und Hausmärchen Tirols, die kindlichen, zarten Dichtungen, die den Kindern erzählt werden, oder die man sich an langen Winterabenden mittheilt, wenn in getäfelter Stube das Kienscheit flammt, der Mond durchs Fenster schaut und die traulichen Räder schnurren. Das Bändchen zählt 40 solche Kinder unserer Volksmuse. Es gibt deren wohl ungleich mehrere in unsern Bergen, allein wir finden sie schon in andern Märchensammlungen erzählt und deßwegen ließen wir sie aus dem Spiele. Wir haben nur solche Märchen aufgenommen, die man in derselben Gestalt in andern Büchern nicht findet. Dieses hinderte uns aber nicht, Erzählungen, die mit bereits gedruckten Märchen verwandt sind, aber sich doch durch einzelne Züge davon unterscheiden, aufzunehmen. Wir haben es sogar zweckmäßig gefunden, ein und dasselbe Märchen, das aber in verschiedenen Theilen Tirols verschieden erzählt wird, in den verschiedenen Fassungen den Lesern mitzutheilen. Ein Beispiel dieser Art mögen uns die Märchen: „Eistl im Körbl," „Die drei Schwestern" und „Das Hennenpfösl" bieten. Stammmärchen ist in allen dasselbe, das eine Thema hat drei Variationen erhalten und es ist nicht uninteressant, diese feinen Unterschiede in der Darstellung zu verfolgen. Das Mütterchen in Passeier erzählt „Das Hennenpfösl," die alte Kindsmagd in

Meran „Die drei Schwestern“ und bei Bozen hört man „Das Eistl im Körbl.“ —

Was die Darstellung der mitgetheilten Märchen betrifft, so befliſſen wir uns die volksthümliche Erzählungsweiſe, so viel als möglich war, beizubehalten. Mit einer faſt kindlichen Pietät beſtrebten wir uns, jede fremde Zuthat ſelbſt dort ferne zu halten, wo uns die Erzählung lückenhaft ſchien. Wir wollen das Empfangene treu in jener Geſtalt wieder geben, in der wir es erhalten haben. Dies Streben, den Volkston treu beizubehalten, wird manche Provinzialismen, die wir gefliſſentlich einwoben, entſchuldigen und rechtfertigen. Sollte einer unſerer Leſer um die Quellen fragen, aus denen wir ſchöpften, ſo müſſen wir ihm treu und aufrichtig geſtehen, daß wir nur eine Quelle, die Tradition des Volkes, benützten. Die Mittheilung und Erzählung manches Märchens verdanken wir der theuren Unvergeßlichen, der dieſes Bändchen gewidmet iſt und von der des Dichters Worte gelten:

„an ir was frouwen êre *)
und ganziu triuwe veste.

Sie ſtand uns bei unſerm Beginnen hülfreich zur Seite und manche zarte Blüthe unſerer Volkspoeſie, die in den nächſten Bänden veröffentlicht wer-

*) Wigalois von Wirnt von Gravenberg. V. 7460 u. 61.

Ferne hinaus, und in Gesellschaften wußte er nicht einmal, wovon gesprochen wurde. Die lange, lange Woche schien ihm gar kein Ende nehmen zu wollen; so langsam verschlichen ihm die Tage. Als wieder der Sonntag kam, und die Glocken läuteten, ging der Graf wieder in die Kirche; das Hennenmädchen aber ging wieder in den Wald hinaus zur grauen Eiche, wusch sich an der klaren Quelle und sprach mit hastiger Stimme: »Graue Eiche, öffne dich!« Die graue Eiche öffnete sich und das Mädchen nahm dießmal das Sternenkleid. Das war blau und voll goldener Sterne, die glänzten aber wie wirkliche Sterne, die Nachts am Himmel stehen, und es war, als ob sie sich sachte bewegten und bald mehr, bald weniger schimmerten. Zugleich steckte sie viele, viele Goldstücke in die Tasche, und eilte in die Messe. Es war schon das Gloria, als die schöne Jungfrau im schimmernden Sternenkleide daher kam und sich an die Seite des Grafen kniete. Der Graf war wieder froh und sah und sah nur die schöne Jungfrau an und das schimmernde Sternenkleid, und konnte keinen Blick von ihr wenden, denn er meinte, noch nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Und wie er sie so selig ansah, und sie ihn anlächelte, wurde ihm das Herz so weich, daß er den Grafenring von der Hand zog, und ihn der schönen Nachbarin an den Finger steckte. Als die Messe zu Ende war, und die schöne Jungfrau aus der Kirche ging und das Sternenkleid rauschte, stürzten auf einen Wink des Grafen die Diener ihr nach und folgten ihr auf dem Fuße. Sie griff aber in den Beutel, und warf Goldstücke aus, daß es auf dem Boden glitzerte und funkelte, als hätte es Gold geschneit.

und die Diener warfen sich auf die goldnen Füchse und dachten: Wenn wir Geld genug haben, können wir auch anderswo unterkommen. Das arme Mädchen im Sternenkleide enteilte aber, ging zur grauen Eiche, zog das schimmernde Sternenkleid ab, und that wieder das arme, schmutzige, graue Kittelchen an und kehrte als Hennenmädl zum stolzen Schlosse zurück, wo es die Hähne, Hennen und Hühnlein auf dem Wiesengrunde hinter dem Thurme hütete. —

Der Graf hatte aber keinen frohen Tag mehr, so ging es ihm zu Herzen, und er sah tagtäglich bläsſer aus und alterte zusehends. Man holte Aerzte aus der ganzen Umgegend, allein sie konnten dem kranken Grafen nicht helfen, denn es war für diese Krankheit kein Kräutlein gewachsen.

Da riethen dem kranken Herrn die Freunde, die um die Sache wußten, er solle sich aufheitern, und ließen ein großes Mahl veranstalten, zu dem viele lustige Gesellen geladen wurden. Da gab es in der Küche vollauf zu thun, und das Hennenmädl mußte auch helfen und die Hühnlein und Hähnlein rupfen, die es früher auf dem Wiesengrunde draußen gehütet hatte. Und wie es damit fertig war, mußte es zum Heerde und der Köchin, die gerade Kuchen buck, die Pfanne halten. Und wenn die Kuchen recht hin und her wogten und das Schmalz aufbrodelte und wallte, kam das Hennenmädl auch die Lust an, einen Kuchen hineinzugeben. Es bat die Köchin darum, aber diese schnauzte und barschte das Mädchen an und schlug seine Bitte geradezu ab. Als aber das Hennenmädl immer von neuem bat, sagte endlich die Köchin: »Da

Mädchen, wenn es die Mutter weinen sah, weinte auch mit, und es war sehr traurig auf dem Schloße und niemand wußte, warum. Der Graf forschte nach und bot Alles auf, um die liebe Gräfin zu erheitern, aber Alles war um ouſt.

Eines Abends saß die traurige Gräfin wieder auf dem Söller und sah in den Garten hinab, wo die Gärtnerknaben arbeiteten, und war so traurig, wie nie, denn morgen waren die sieben Jahre vorüber und sie wußte nimmer den Namen des Jägers. Wie sie lange so gesessen war und sann und nachdachte, sah sie, wie die Gärtnerjungen ihre Geräthschaften zusammenpackten, und einer hatte ein Eißl und das warf er in sein Körbl. Als das die Gräfin sah, fing sie laut an zu lachen und zu lachen und rief: »Eißl im Körbl!«, so daß der Graf und die Kammermädchen herbeikamen, und alle staunten, denn keine lebende Seele wußte, was die Gräfin so froh gemacht hätte. — Der Graf freute sich und küßte die frohe Gräfin, die so lange trüb und traurig gewesen.

Am Tage darauf kam der grüne Jäger, als die Gräfin eben spazieren ging, und die Gräfin grüßte ihn und nannte ihn beim Namen. Da lächelte er, legte den Finger auf den Mund zum Zeichen, daß sie keiner Menschen-Seele etwas von ihm sagen sollte, und verschwand auf immer. Die Gräfin und der Graf lebten aber noch lange, lange recht glücklich und bekamen noch zwei Kinderchen, ein Büblein und ein Mädchen. Und die Geschichte ist wahr, denn die sie erzählt, lebt noch.

3.

Die Krönlnatter.

Die Krönlnatter ist eine Natter so gescheckt, züngelnd und kriechend wie die andern ihres Geschlechtes, aber auf dem Kopfe trägt sie ein gar hübsches Krönlein und davon heißt sie die Krönlnatter. Das Krönchen glänzt wie Gold, und die Spitzen desselben funkeln wie Edelsteine. Kömmt die Krönlnatter zu dir und begegnest du ihr recht lieb und freundlich, so ist dein Glück gemacht, denn früher oder später wird sie dir das Krönlein schenken, und das Krönlein macht Alles, was du immer willst, unversieglich. Legtest du das zackige Reiflein zu deinem Schatzthaler, den dir die liebe Mutter aufbewahrt, so könntest du dir um 100 Gulden Soldaten, Pferde und Bilder kaufen, und dein Thaler wäre doch als Heckthaler im Beutelchen. Würdest du das Krönlein zu den Soldaten legen, so würdest du Soldaten ohne Maaß und Ziel bekommen, so daß dein Füßchen in der Stube vor lauter Soldaten nicht mehr Platz fände.

Einmal vor alten Zeiten war ein armes Bauernmädl, das von seiner bösen Stiefmutter gar hart behandelt wurde. Es mußte früh aufstehen und in den Stall gehen und arbeiten früh und spät, und war spät Abends Alles abgethan, so

bekam es von seiner Mutter noch Schläge und Scheltworte und höchstens ein wenig Grütze, um den Hunger zu stillen. Das Mädchen war aber immer heiter und wohlgemuth, denn so oft sie in den Stall ging, kam eine Natter mit einem Krönlein daher und blickte dem netten Kinde so lieb in die dunkeln Aeugelein, daß es Weh und Ach vergaß und des Lebens froh wurde. Das Mädchen gab dem zutraulichen Thierchen, weil es in die Butte äugelte, einmal ein wenig Milch und es trank und trank und sah die kleine Dirne so lieb an, als ob es danken wollte. Das Mädchen brachte aber die Milch voll Bangen der Stiefmutter, denn diese zählte jeden Tropfen und forderte von jedem fehlenden Rechenschaft. Wie groß war aber das Staunen der Melkerin, als zwei Schüsseln mehr als gewöhnlich voll wurden und selbst die herbe Mutter ein süßes Gesicht schnitt.

Seitdem kam die Natter immer und das Mädchen gab ihr tagtäglich von der Milch, und das Thierchen blickte sie immer mit seinen klugen schwarzen Aeugelein so lieb an, als ob es hätte sagen wollen: »Maidele, ich will dir dankbar sein.«

So ging es viele, viele Jahre. Die Natter kam Morgens und Abends und trank Milch, und das Mädchen wuchs und wuchs und ward immer schöner und lieber, so daß es die schönste Dirne im Dorfe war und von Allen gerne gesehen wurde.

Die Dirne war endlich Braut und hielt eine lustige Hochzeit. Die Schüsseln dampften, die Böhmen musicirten und *die Böller krachten*, daß es eine Lust war, und Alles war

laut und fröhlich. Als das Feſt dem Ende ſich zuneigte, war es plötzlich ſtille, ſtille — denn die Krönlnatter ſchlängelte ſich durch den Saal, bis ſie zum Sitze des Brautpaares kam. Hier kroch ſie an der Seſſellehne empor auf die rechte Schulter der Braut, ſah ihr in's freudennaſſe Auge, ſchüttelte das goldene Krönlein vom Kopfe auf den blanken Teller — und verſchwand, ohne je wieder zu kommen. Die Braut nahm aber das funkelnde Andenken zu ſich und legte es zu ihrem Gelde. Dies nahm aber nie mehr ab, mochte ſie davon nehmen, ſo viel ſie wollte, und ſeitdem war ſie die reichſte und ſtattlichſte Bäurin im ganzen Dorfe.

bekam es von ſeiner Mutter noch Schläge und Scheltworte und höchſtens ein wenig Grütze, um den Hunger zu ſtillen. Das Mädchen war aber immer heiter und wohlgemuth, denn ſo oft ſie in den Stall ging, kam eine Natter mit einem Krönlein daher und blickte dem netten Kinde ſo lieb in die dunkeln Aeugelein, daß es Weh und Ach vergaß und des Lebens froh wurde. Das Mädchen gab dem zutraulichen Thierchen, weil es in die Butte äugelte, einmal ein wenig Milch und es trank und trank und ſah die kleine Dirne ſo lieb an, als ob es danken wollte. Das Mädchen brachte aber die Milch voll Bangen der Stiefmutter, denn dieſe zählte jeden Tropfen und forderte von jedem fehlenden Rechenſchaft. Wie groß war aber das Staunen der Melkerin, als zwei Schüſſeln mehr als gewöhnlich voll wurden und ſelbſt die herbe Mutter ein ſüßes Geſicht ſchnitt.

Seitdem kam die Natter immer und das Mädchen gab ihr tagtäglich von der Milch, und das Thierchen blickte ſie immer mit ſeinen klugen ſchwarzen Aeugelein ſo lieb an, als ob es hätte ſagen wollen: »Maidele, ich will dir dankbar ſein.«

So ging es viele, viele Jahre. Die Natter kam Morgens und Abends und trank Milch, und das Mädchen wuchs und wuchs und ward immer ſchöner und lieber, ſo daß es die ſchönſte Dirne im Dorfe war und von Allen gerne geſehen wurde.

Die Dirne war endlich Braut und hielt eine luſtige Hochzeit. Die Schüſſeln dampften, die Böhmen muſicirten und die Böller krachten, daß es eine Luſt war, und Alle

Einmal, es war gerade Frühling und die Veilchen guckten hervor und die Vögel ſangen, gab ihm die böſe Stiefmutter eine Reuter (Reuſe) und ſagte: »Geh' zum Brunnen und hol' mir darin Waſſer.«

Hanns blickte bald das Rohr, bald das Geflecht, bald die barſche Machthaberin an, und die ſchwarzen Augen gingen ihm über; denn er ſah die Unmöglichkeit des Befehles und kannte ſeine Mutter.

»Willſt du gehen oder nicht?« barſchte ſie den Zögernden an, daß der arme Knabe zuſammenfuhr, wie das zitternde Eſpenlaub, »oder ſoll ich den Hund dir nachhetzen.« —

Weinend und troſtlos ſchwankte Hanns mit ſeinem durchflichtigen Gefäße hin zum Nußbaume, in deſſen Schatten der Brunnen rauſchte. Hoffnungslos hob er die Reuter hinauf und ließ den Waſſerſtrahl hineinplätſchern, dieſer brach ſich aber an den Stäbchen und ſprang und ſickerte durch — und heftiger weinte Hanns, daß es ihm faſt das Herz abſtieß. Obwohl er keine Hoffnung auf ein gutes Ende hatte, ſtand er doch — um dem Gewitter, das ſeiner zu Hauſe wartete, ſo lang als möglich zu entgehen; aber das Waſſer ſprang und ſickerte durch und nicht ein Tröpflein blieb an einem Nagel hängen. Wie der Arme ſo daſtand, kam plötzlich an einer Krücke gebückt ein Mütterchen daher, das er noch nie geſehen hatte, und das ihm faſt unheimlich vorkam. Das Angeſicht war runzelig, wie ein Apfel im Mai, die pechſchwarzen Augen guckten unſtät und durchbohrend hin und wieder und ihre Naſe zog ſich hakenähnlich über den zahnloſen Mund herunter.

vorübergeſtrichen und die blühenden Wangen der Stiefmutter ſchon alterten, lud Hanns, der nun ein waidlicher Burſche war, die Kohlköpfe auf den Wagen, um ſie nach Hauſe zu führen. Des Nachbars Gänſe leiſteten ihm Geſellſchaft und ſchnatterten ihm vor und ſchnappten nach manchem Kohlkopfe. Als er geladen hatte und weiter lenkte, folgte die Gansheerde dem Fuhrwerke und ſchnatterte ihr Kra, Kra, Kra und der Gänſerich langte ſeinen rothen Schnabel nach der Fracht. Hanns wurde endlich der Begleitung überdrüſſig und dachte: »Ich will's euch dummen Gänſen ſchon machen. »Fiſchlein kleb an!« liſpelte er, und der Gänſerich hing am Kohlkopfe und die Gänſe hingen in einer langen Reihe an ihm, ſo daß der Schnabel der einen am Schweife der andern hing. Kra, Kra, Kra, ſchnatterten die 25 Gänſe. Wie es ſo weiter ging, kamen ſie zu des Nachbars Hof. Die Bäurin hörte das Geſchnatter, eilte mit einem Beſen heraus und erſtaunte nicht wenig über dieſen Zug. Mürriſch wollte ſie die Gänſe weg und in den Stall treiben, Hanns liſpelte aber: »Fiſchlein kleb an!« und die Bäurin hing mit dem Beſen an der letzten Gans und konnte nicht weiter. Kra, Kra, Kra, ging es nun weiter, Hanns voraus, dann kamen die grünen Kohlköpfe, die weißen Gänſe und die ſchmähende Bäurin. Wie es ſo weiter ging, kam der Zug zu einem Müller, der ſeinen Eſel am Halfterbande daherführte. »Hilf mir,« rief die Bäurin, und ſtreckte die Hand nach dem mehlbeſtäubten Eſelsführer. Mitleidig langte dieſer ihr zu, aber in demſelben Augenblicke hieß es: »Fiſchlein kleb an,« und Müller *und Eſel hingen* am Zuge. —

Kra, Kra, Kra, ging es nun weiter dem Dorfe zu, Hanns voraus, dann die grünen Kohlköpfe, die weißen Gänse, die schmähende Bäurin, der fluchende Müller und der graue Esel, der in das Geschnatter der Gänse sein betontes Ja, Ja eintönen ließ. — Die Fahrt ging weiter; da begegnete dem Zuge der Schullehrer, mit seinem spanischen Rohr einherstolzirend. »Jagen Sie doch den Esel weg, damit ich frei werde,« rief flehend der Müller dem Herrn mit den Vatermördern zu. Die Bitte fiel nicht auf taube Ohren, gravitätisch trat der Lehrer hinzu und suchte den Esel wegzutreiben. »Fischlein klieb an,« schmunzelte Hanns, und Stock und Meister klebten.

Kra, Kra, Kra, ging es nun weiter dem Dorfe zu, Hanns voraus, dann die Kohlköpfe, die Gänse, die Bäurin, der Müller, der Esel, das spanische Rohr und der Schulmeister mit den Vatermördern.

Als der bunte Zug zum Dorfe gekommen, stand gerade der Bäcker am Ofen und wollte die Laibe hineinschießen. »Kra, Kra, Ja, Ja, verflucht und verhext!« scholl es so wirr von der Straße herein, daß er neugierig, die Schalter mit den Laiben tragend, hinausstürzte, um das tolle Schauspiel zu sehen. —

»Reicht mir eure Hand,« bat der Bilder des Dorfes. — Es geschah. »Fischlein klieb an!« und der Bäcker klebte am Zuge. —

Die lange, lange Reihe trollte und lärmte durch die Gasse, daß die Fenster von allen Seiten aufflogen und helles Gelächter von allen Seiten erscholl. Wie der Zug so einherzog,

kam plötzlich eine Kutsche angefahren, die sechs Schimmel zogen, und in der eine wunderschöne Jungfrau saß. Diese war die ernste Königstochter, die nie, seitdem sie das Tageslicht erblickt hatte, ihre rothen Lippen zu einem Lächeln verzogen hatte. Durch den Lärm neugierig gemacht, sah sie zum Fenster hinaus, und wie sie das Kra und Ja, das Fluchen und Beten hörte und den Hanns, die Kohlköpfe, die Bäurin, den Esel, den Schulmeister und so weiter in engster Verbindung sah, schlug sie ein lautes Gelächter auf und ihre Augen funkelten vor Freude. — »Die Princeß lacht,« flog es durch die Reihen der Begleiter und Begleiterinnen. Hanns aber lispelte, als der Bäcker mit der Schalter zufällig an der Deichsel des königlichen Wagens anstieß, »Fischlein kleb an,« und der Wagen klebte an. — So kamen sie zur königlichen Villa, die am Dorfe stand; der König eilte an das Fenster, als er den Lärm und das Gelächter hörte, und wie er den wunderbaren Zug vom Kohlkarren bis zur königlichen Equipage und seine lachende Tochter sah, begann er auch zu lachen und rief den Führer zu sich. Hanns kam und erzählte, wie es gegangen sei. Der König sprach freundlich: »Du hast meine Tochter zum Lachen gebracht, wähle dir eine Belohnung! — und sollst erhalten, was du willst!« — Hanns kratzte sich hinter den Ohren und meinte: »das hinterste Fischlein kleb an.« Als dem Könige dieser Wunsch nicht ganz gefällig schien, machte Hanns Miene weiter zu ziehen. Der König mußte zum üblen Spiele eine gute Miene machen und froh sein, wenn seine Princeß frei würde. Hanns eilte hinunter: tupf, tupf, tupf, ging es mit der hellen Stecknadel, und es stob auseinander,

wie wenn der Wind in die Spreu gefahren wäre. Die Königstochter lachte wieder und Hanns führte sie zum königlichen Vater hinauf und freute sich des letzten »Fischlein kleb an.« Der König behielt den Hanns bei sich und bekam ihn immer lieber und lieber und die Königstochter lächelte, so oft sie den einstigen schönen Führer sah. Hanns wurde endlich Herzog und die lachende Princessin seine Braut, und da gab's eine lustige, schöne Hochzeit und Herzog Hanns und die Braut lächelten sich immer in's Gesicht, und Niemand hätte geglaubt, daß die Prinzeß einst so ernst gewesen wäre und nie gelacht hätte. Hanns nahm zu seinem Wappen ein blaues Fischlein mit roth-goldenen Blümchen und das haben noch seine Nachkommen bis auf den heutigen Tag. Als der alte König starb, wurde Hanns auch König und war ein guter König, der sein Volk nicht quälte, denn er hatte selbst etwas erfahren.

Und wo ist die böse Stiefmutter? — Die war schon gestorben und liegt da drüben auf dem Kirchhofe zwischen den Tannen. Und ist das Mütterchen nie mehr mit dem »Fischlein kleb an« gekommen? — Nein, das Mütterchen ist nie mehr zum Vorschein gekommen, aber das »Fischlein kleb an« geht noch herum, und wenn du brav bist und ein waidlicher Mann wirst, kommt zuletzt auch zu dir das »Fischlein kleb an,« und gebrauchst du es dann klug wie Herzog Hanns, dann ist dein Glück für dein Leben gemacht.

nun Kirschen, es war eine Freude ihm zuzuschauen. Aber, o weh! als er vom Baume herabsteigen wollte, war alle Anstrengung umsonst. Es kam ihm vor, als sei er festgebunden, und er mußte oben bleiben, mochte er wollen oder nicht. Bald kam der Schmied, um nach dem neuen Fange zu sehen. Der Bursche bat mit weinerlicher Stimme um Befreiung vom luftigen Kerker, aber es half nichts. Der Schmied sprach: »Bevor mich dein Vater nicht bezahlt hat, sollst du mir vom Baume nicht herunterkommen.« Erst gegen Mittag ging der Vater des Knaben hinter dem Hause des Schmiedes vorbei, um sein Kind zu suchen. Wie er dieses auf dem Kirschbaume sah, schrie er zornig: »Gehst nicht herunter, Schleckermaul?« — »Wenn ich nicht kann,« jammerte der auf dem Baume, und zeigte dem Vater, daß alle Anstrengung herunter zu kommen vergeblich sei. Unterdessen kam der Schmied aus dem Hause und lachte aus vollem Herzen. »Aha, hab ich deinen Vogel gefangen; nun mach' schnell und bezahle, sonst bleibt mir der Junge ewig auf dem Baume sitzen.«

Der Bauer merkte wohl, was damit gemeint sei, zog schnell den Beutel heraus und bezahlte dem Schmied das dreifache von dem, was er schuldig war. Da war es dem Knaben, als ob er losgebunden würde, und er eilte mit seinem Vater beschämt nach Hause. Der Schmied schob vergnügt das Geld ein und dachte eben daran, wie er auch von seinem Sack guten Gebrauch machen könnte, als ein Mädchen des Weges kam, das war pudelnärrisch, weil es bald heirathen sollte. Gretes Bräutigam war aber auch einer von denen, die dem Schmied das Bänklein, den Baum und den Sack nothwendig gemacht hatten.

Grete lief freundlich auf den Schmied zu: »Guten Nachmittag, Meister Rumplbacher! Wie gehts? Wie stehts?«

»Wie magst du um derlei Dinge fragen? — Unser einem gehts immer gut, wenn er nur Geld hat. Aber komm, Grete! und schau, was Neues ich heut in der Werkstatt habe. So einen Sack hast du dein Lebtag nicht gesehen.« —

Sie gingen nun miteinander in die Werkstätte und der Schmied zog den ungeheuren Teufelssack aus einer Ecke hervor.

»Potz Blitz!« schrie lachend das Mädchen, »da drinnen könnte ich ja mit meinem Peterle einen Walzer tanzen.«

»So tanz halt,« spottete der Schmied, indem er ihr den Sack über den Kopf warf, so daß sie von demselben ganz bedeckt war. — Nun half kein Bitten und kein Flehen. Sie mußte im finstern Quartiere bleiben, bis ihr Bräutigam kommen würde, sie abzulösen.

Abends war beim grauen Bären ein Tanz angesagt. Peterle wollte auch dabei erscheinen, ging den ganzen Nachmittag herum, seine Grete zu suchen, fand sie aber nirgends. Wie er ungeduldig an der Werkstätte des Schmiedes vorbei kam, hörte er seine Grete bitten und weinen. »Wo bist du denn? was fehlt dir?« fragte Peter erstaunt. Da kam schon der Schmied des Weges daher und fuhr ihn barsch an: »Da heißt's einmal bezahlen, sonst kriegst du deine Grete bis zum jüngsten Tage nimmer.«

Peter war erstaunt, wußte aber wohl, wohinaus das Wort Zahlen wollte, und wie er seine Grete im Sacke fand, bezahlte er schnell das dreifache und eilte mit seiner Liebsten davon.

Solche Streiche machte nun der Schmied gar viele und er war in kurzer Zeit ein reicher Mann. Ein Jahr verstrich nach dem andern und endlich ging auch das siebente Jahr zu Ende und es nahte der Tag, an welchem der Teufel den Schmied holen sollte. Dieser aber war immer guter Dinge.

Am ersten Tage des achten Jahres kam das Herrlein im grünen Staate in die Werkstätte und lud den Schmied höflich ein, ihm zu folgen.

»Ach, ich bin schnell fertig,« entgegnete der Rumplbacher, »ich möchte nur noch das Hufeisen fertig schmieden; setzt euch indessen ein wenig auf die Bank da draußen, denn ihr seid gewiß müde.«

Der Teufel war ein dummer Teufel und setzte sich auf die Bank. Bald merkte er aber, daß vom Wegkommen nicht so leicht die Rede sei. Er fing nun an, den Schmied um seine Freilassung zu bitten. Dieser meinte aber: »Wenn du mir noch sieben Jahre hier zu bleiben vergönnest, so lasse ich dich los.« — Der Teufel ging endlich die Bedingung ein und machte sich verdrießlich aus dem Staube. —

Auch in den folgenden sieben Jahren vergaß der Rumplbacher nicht, seine drei Stücke gehörig zu gebrauchen. Aber die Zeit flog vorüber wie der Wind, und der erste Tag des achten Jahres war wieder da. Das grüne Herrlein kam wieder früh morgens in die Werkstätte und that noch freundlicher.

»Nun, Herr Meister, wollen wir uns auf den Weg machen?«

»Nur eine Viertelstunde noch,« versetzte der Rumplbacher, »und dann bin ich mit dieser Kette fertig. Ich habe einen schönen Kirschbaum im Garten, der steht voll der süßesten Kirschen. Thut euch indessen ein wenig gütlich; denn ihr seid gewiß müde und durstig. Ich will euch die Leiter zurechtstellen.« —

Wie gesagt, so gethan. In einer Minute stand der Teufel auf dem Kirschbaume und spürte, daß er in die Falle gerathen sei. Er mußte nun dem Schmied abermals versprechen, daß er erst in sieben Jahren kommen werde, ihn zu holen. So war er wieder der Betrogene und mußte sich wieder allein auf den Rückweg machen. Auch in den kommenden sieben Jahren mußten Bank, Baum und Sack gar oft ihre Dienste thun. Bald aber kam es so weit, daß niemand mehr beim Schmied etwas schuldig blieb aus Furcht vor den drei verrufenen Stücken. Der Rumplbacher war nun der reichste Mann weitum und es quälte ihn nur die Sorge, ob es ihm glücken würde, den Teufel auch zum dritten Male daran zu bekommen. Der gefürchtete Tag kam heran und der Teufel erschien wieder in seiner vollen Tracht.

»Nun, Herr Schmied, sind's sieben Jahre. Heute wollen wir mitsammen zu meiner Großmutter wandern.«

Der Rumplbacher wußte sich in aller Eile zu fassen. »Aber mein lieber Herr! geduldet doch einen Augenblick! Ich habe meinem Nachbar versprochen, heute noch sein Roß zu beschlagen, und wäre ein Lump, wenn ich mein Versprechen nicht halten würde. Ich werde geschwind hinüber laufen und den Schimmel holen. Damit es aber schneller geht, habt ihr

wohl die Güte, indeſſen aus dem Sacke da drüben 32 Nägel herauszuſuchen.«

Der Schmied ging und der dumme Teufel kroch in den Sack, um die Nägel, die ganz in der Tiefe lagen, herauszubekommen. Als der Rumplbacher mit dem Schimmel kam, ſchrie der Teufel im Sacke aus voller Bruſt:

»O weh, o weh, ich komme nimmer los! laß mich gehen. Ich will gern alles thun, was du haben willſt.«

Dem Schmied lachte das Herz, als er ſah, daß ſeine Liſt geglückt war, und er begann: »Nun wenn du mir verſprichſt, all das Recht, das du auf mich haſt, aufzugeben, ſo will ich dich loslaſſen. Willſt du mir das nicht verſprechen, ſo kannſt du ewig im Sacke ſitzen und wirſt noch dazu jeden Morgen tüchtig abgeklopft.«

Der Teufel ſchrie voll Zorn: »Ja, ja! Mach nur daß ich loskomme, ich verlange kein Haar von dir.«

Der Teufel wurde nun freigelaſſen und fuhr in ſeiner Höllengeſtalt mit furchtbarem Geräuſch und Geſtank durch die Lüfte hinweg. Der Schmied lebte noch viele, viele Jahre, er wurde tagtäglich reicher und dachte nicht viel an's Sterben. Aber auch ihm blieb ſein Stündchen nicht aus. Als er dieſe Erde verlaſſen hatte, wandelte er zuerſt wohlgemuth, pfeifend und ſingend der Hölle zu; denn drunten, meinte er, muß es luſtiger ſein, als im Himmel droben. Wie er zur großen Höllenpforte kam, pochte er mit ſeinem Hammer, den er als Andenken von der Welt mitgenommen hatte, ſo gewaltig an, daß er ſie beinahe einſchlug. Des Teufels Großmutter, die eben allein zu Hauſe war und die Morgenſuppe trank, ſtellte

ihre Schale bei Seite und hinkte verdrießlich zum Thor: »Wer iſt da draußen?« —

»Der Schmied von Rumplbach.« —

»Ah ſo! kommſt du jetzt, du Schurke! glaubſt du, du könneſt die Teufel immer zum Beſten haben. Pack dich nur, für dich iſt hier kein Platz.«

Während ſie dieß ſagte, ſtellte ſie ſchnell einige Keſſel zur Thüre, damit der Rumplbacher dieſelbe nicht ſo leicht einrennen könne. Dieſer aber dachte ſich: »Was liegt daran, läßt man mich hier nicht ein, ſo gehe ich halt in den Himmel.« Er kehrte ſchnell um und ſtieg einen langen und ſteilen Weg empor. Wie er vor dem Himmelsthore ſtand, klopfte er ganz ſittiglich an daſſelbe, — denn er hatte wohl geſehen, daß man mit Grobem nichts ausrichte. »Wer iſt draußen?« rief St. Peter, der himmliſche Thorwärter. »Der Rumplbacher Schmied,« ertönte laut die Antwort.

»Was glaubſt du denn, Lumpen, die mit dem Teufel einen Pakt machen, könnten wir im Himmel brauchen? — Geh' du nur abwärts.«

Das war nun dem Schmied ein wenig zu arg. — »Daß ich zu ſchlecht bin für die Hölle und zu ſchlecht für den Himmel — das hätte ich doch nie geglaubt,« murmelte er ärgerlich vor ſich hin — und ging wieder abwärts. Als er nun wieder an das Höllenthor kam, und ſich als den Schmied aus Rumplbach anmeldete, war eben die ganze Teufelsfamilie zu Haus, und kleine wie große Teufel ſchrieen zuſammen: »Laßt ihn nicht herein, laßt ihn nicht herein! bei dem könnt es uns übel gehen!«

wohl die Güte, indeſſen aus dem Sacke da drüben 32 Nägel herauszuſuchen.«

Der Schmied ging und der dumme Teufel kroch in den Sack, um die Nägel, die ganz in der Tiefe lagen, herauszubekommen. Als der Rumplbacher mit dem Schimmel kam, ſchrie der Teufel im Sacke aus voller Bruſt:

»O weh, o weh, ich komme nimmer los! laß mich gehen. Ich will gern alles thun, was du haben willſt.«

Dem Schmied lachte das Herz, als er ſah, daß ſeine Liſt geglückt war, und er begann: »Nun wenn du mir verſprichſt, all das Recht, das du auf mich haſt, aufzugeben, ſo will ich dich loslaſſen. Willſt du mir das nicht verſprechen, ſo kannſt du ewig im Sacke ſitzen und wirſt noch dazu jeden Morgen tüchtig abgeklopft.«

Der Teufel ſchrie voll Zorn: »Ja, ja! Mach nur daß ich loskomme, ich verlange kein Haar von dir.«

Der Teufel wurde nun freigelaſſen und fuhr in ſeiner Höllengeſtalt mit furchtbarem Geräuſch und Geſtank durch die Lüfte hinweg. Der Schmied lebte noch viele, viele Jahre, er wurde tagtäglich reicher und dachte nicht viel an's Sterben. Aber auch ihm blieb ſein Stündchen nicht aus. Als er dieſe Erde verlaſſen hatte, wandelte er zuerſt wohlgemuth, pfeifend und ſingend der Hölle zu; denn drunten, meinte er, muß es luſtiger ſein, als im Himmel droben. Wie er zur großen Höllenpforte kam, pochte er mit ſeinem Hammer, den er als Andenken von der Welt mitgenommen hatte, ſo gewaltig an, daß er ſie beinahe einſchlug. Des Teufels Großmutter, die eben allein zu Hauſe war und die Morgenſuppe trank, ſtellte

ihre Schale bei Seite und hinkte verdrießlich zum Thor: »Wer ist da draußen?« —

»Der Schmied von Rumplbach.« —

»Ah so! kommst du jetzt, du Schurke! glaubst du, du könnest die Teufel immer zum Besten haben. Pack dich nur, für dich ist hier kein Platz.«

Während sie dieß sagte, stellte sie schnell einige Kessel zur Thüre, damit der Rumplbacher dieselbe nicht so leicht einrennen könne. Dieser aber dachte sich: »Was liegt daran, läßt man mich hier nicht ein, so gehe ich halt in den Himmel.« Er kehrte schnell um und stieg einen langen und steilen Weg empor. Wie er vor dem Himmelsthore stand, klopfte er ganz sittiglich an dasselbe, — denn er hatte wohl gesehen, daß man mit Grobem nichts ausrichte. »Wer ist draußen?« rief St. Peter, der himmlische Thorwärter. »Der Rumplbacher Schmied,« ertönte laut die Antwort.

»Was glaubst du denn, Lumpen, die mit dem Teufel einen Pakt machen, könnten wir im Himmel brauchen? — Geh' du nur abwärts.«

Das war nun dem Schmied ein wenig zu arg. — »Daß ich zu schlecht bin für die Hölle und zu schlecht für den Himmel — das hätte ich doch nie geglaubt,« murmelte er ärgerlich vor sich hin — und ging wieder abwärts. Als er nun wieder an das Höllenthor kam, und sich als den Schmied aus Rumplbach anmeldete, war eben die ganze Teufelsfamilie zu Haus, und kleine wie große Teufel schrieen zusammen: »Laßt ihn nicht herein, laßt ihn nicht herein! bei dem könnt es uns übel gehen!«

Zuſchneiden. Dazu brauchten aber beide faſt gleich viel Zeit, und Niemand war da dem Andern voraus. — Allein, als es zum Nähen kam, da hätteſt du dabei ſein und es ſehen ſollen!

Der Teufel, um ja ſpäter keinen Augenblick zu verlieren, fädelte ſich ſchier einen ganzen Zwirnknäuel auf einmal ein. Das war ſehr ungeſchickt gethan, und dazu kam noch, daß er auch weit längere Arme hat, als die Leute, und deßwegen mußte er bei jedem Stich dreimal um's Haus herumlaufen, und, weil er vergeſſen hatte, gleich anfangs einen Knopf zu machen, lief er noch dazu die drei erſten Male umſonſt.

Die Näherin fädelte, wie andere Male, ein und machte auch alleweil einen hebigen Knopf, weil ſie es ſo gewohnt war, und nähte und nähte ohne aufzuſchauen, bis ſie mit dem Hemde fertig war, und wie ſie es vollendet hatte, warf ſie es dem Teufel, der gerade — was gibts? was haſt? daherkam, in die pechkohlrabenſchwarze Schnauze. Er ſchämte ſich aber, daß er feuerroth wurde und ſich in die Erde hätte verkriechen mögen, denn er hatte noch nicht eine ganze Naht zuſammengebracht. Er hatte nun die Wette verſpielt und man hat auch ſeitdem nicht mehr gehört, daß er nochmal mit einer Näherin zu Neid gearbeitet hätte. Nur heißt es jetzt noch oft, wenn einer recht ungeſchickt die Arbeit angreift, er mache es wie jener Teufel, der bei jedem Stiche dreimal um das Haus herumlief.

7.

Der hölliſche Thorwartl.

Es wollte ſich ein recht ſchmutziger Knabe gar nie waſchen laſſen und ging mit ſeinem unſaubern Geſichte immer herum. Kein Warnen und Zureden half hier, und ſo wurde der Schmutzige täglich noch ſchmutziger. Wenn aber die Leute recht unrein ſind und ſo ungewaſchen herumwandern, bekommt der Böſe über ſie Gewalt. Das hat ſchon Mancher zu bitterm Leide erfahren und zu ſpät bereut. So ging es auch dieſem Knaben. Auf einmal war er verſchwunden, man hat von ihm weder Laub noch Staub mehr geſehen und kein Menſch hat ihn mehr erfragen können.

Sieben Jahre waren ſeit dem Verſchwinden des Knaben vergangen und er war faſt ganz vergeſſen, als er nach ſo langer Zeit auf einmal wieder um die Wege war. Er war aber ſo verändert und gealtert, daß ihn ſeine beſten Bekannten nur mehr mit Mühe erkennen konnten. Seine Hautfarbe war ganz ſchwarz und ſein Haar ganz ſtruppig. Auch war er ſehr ſtille und einſilbig geworden und man brachte nicht viel aus ihm heraus. Nur das erzählte er öfters, beſonders den Kindern, daß er wegen ſeiner Scheu vor dem Waſchen in

die Gewalt des Teufels gekommen ſei und deßhalb als Thorwartl am Höllenthor habe dienen müſſen. Da hat er nun alle geſehen, welche in dieſer ganzen Zeit durch dies feurige Thor eingezogen ſind, und es waren ihrer ſo Viele, daß ſie Niemand hätte erzählen können. Reiche und Vornehme, Arme und Niedrige, Männer und Weiber mußten am Thorwartl vorüberziehen und er wußte Gott Dank, daß er nicht ſelbſt durch das Thor gemußt und ſeine Dienſtzeit nur ſieben Jahre gedauert hatte. Auch hatte er gute Vorſätze gemacht, ſich fleißig zu waſchen und nicht mehr den Schmutz an ſich zu leiden. — Und dieſe hatte er auch fleißig erfüllt, denn er wollte nie und nimmermehr hölliſcher Thorwartl werden und die Verdammten an ſich vorbeiziehen ſehen.

8.

Geſchwind wie der Wind, Pack an, Eiſenfeſt.

Es lag einmal ein alter, alter Vater, der einen Sohn hatte, auf dem Todbette. Als er dem Sterben nahe war, ſprach er zu ſeinem Knaben, der am Bette ſtand und weinte, daß es ihm faſt das Herz abſtieß: »Jörgl, ich muß nun von dir fort in die Ewigkeit und kann dir nichts hinterlaſſen, als die drei Hunde im Hundeſtall drunten. Sie werden dir treu und redlich dienen und, wenn du brav und redlich biſt, wirſt du noch einmal dein Glück in der Welt machen.« — Bei den letzten Worten verließ den Alten die Stimme, er ſank ganz auf's Lager zurück und die Augen waren geſchloſſen für immer. — Jörg wußte wohl, was das zu bedeuten habe, und weinte vom Morgen bis zum Abend bei ſeinem todten Vater, und ſo trieb er es zwei Tage lang. Am dritten Tage aber kamen zwei ſchwarze Todtengräber und die trugen den todten Vater vom weinenden Knaben weg und begruben ihn. In das Stübchen, in dem der Vater geſtorben, kamen aber andere Leute, und der Jörgl, der wohl recht arm war, mußte ſich

gefreſſen, kann ich des Lebens doch nimmer froh werden. Er trat deßhalb vor den Herold und ſagte: »Wenn es ſo iſt, wie du ſagſt, will ich es mit dem Drachen probieren.«

Die holde Königstochter wiſchte, als ſie dieſes hörte, ihre blauen Augen aus und ſie lächelte dem Jörg ſo lieb und bittend zu, daß er vor Freude zitterte. Sie führte ihn nun zum alten, greisgrauen Könige, und als dieſer den Jörg ſah und von ſeinem Vorhaben hörte, umarmte er ihn weinend und gab ihm ſeinen Segen. Indeſſen war die Stunde verfloſſen und es ſchlug zwölf Uhr und da mußte Jörg hinaus zum Drachen, denn dieſer fraß auch um die zwölfte Stunde zu Mittag. Jörg pfiff ſeinen drei Hunden, dem Geſchwind wie der Wind, dem Pack an und dem Eiſenfeſt, und ging eine Viertelſtunde gegen Norden, bis er in die Nähe der Drachenhöhle kam. Kaum war er dort angekommen, ſo kroch der Drache aus der Höhle, um das Eſſen in Empfang zu nehmen, und ſpie vor Hunger ſo viel Feuer aus, daß es dampfte, wie in einer Eſſe. Kaum war Jörgl des Ungethüms anſichtig, ſo rief er dem erſten Hunde zu: »Geſchwind wie der Wind!« und der Geſchwind wie der Wind ſtürzte ſich ſchnell, wie der Wind, auf den Drachen los, daß dieſer ganz und gar erſchrack. Gleich rief Jörg dem zweiten Hunde zu: »Pack an!« und dieſer packte den wüſten Drachen mit ſolcher Kraft, daß der Wurm ihm nicht widerſtehen konnte und nicht vom Flecke kam. »Eiſenfeſt!« rief Jörg dem dritten zu, und Eiſenfeſt ſchlug ſeine Zähne in die harten Schuppen des Drachen ein, daß ſie zerſprangen, wie Glas, und zerfleiſchte das Ungethüm, bis es todt war. Jörg ſchnitt dem im Blute

daliegenden Wurme die lange Zunge heraus und brachte sie dem traurigen Könige. Als dieser die Zunge sah, weinte er vor Freude, fiel dem Jörg um den Hals und ließ ihn wie seinen eigenen Sohn kleiden. Dann führte er ihn zur schönen Prinzeß, die nun das schwarze Kleid abgelegt hatte, und die so schön war, wie der Tag, und sagte: »Weil du mein Alles mir gegeben, so gebe ich dir Alles.« Er legte dann die Hände beider in einander und segnete sie. Und wie er das gethan hatte, fiel draußen die Musik ein und beide hielten sich lange an der Hand und sprachen kein Wörtchen, sondern sahen und sahen sich nur einander an, als ob sie sich in alle Ewigkeit nicht satt sehen könnten, und ihre Augen glänzten vor Freude, als ob sie beide im Himmel wären. Und Abends war Hochzeit und da hatten die drei Hunde auch einen recht guten Tag und fraßen, als ob sie gewußt hätten, was für ein Fest wäre. Jörg lebte aber viele, viele Jahre mit der Königstochter recht glücklich und als der alte König gestorben war, wurde er König und regierte, daß es eine Art hatte, und die drei Hunde wachten an seinem Throne Tag und Nacht, bis auch er dem alten Könige gefolgt war.

9.

Der Königssohn.

Vor alten Zeiten lebte ein mächtiger, weiser König, der herrschte weit über Land und Leute, und seine Unterthanen waren zufrieden und glücklich, denn er regierte weise und milde und war ein Vater seiner Untergebenen. Als er nun alt und schwach geworden war und sein müdes Haupt die schwere Krone nicht mehr zu tragen vermochte, da wollte er sie seinem ältesten Sohne übergeben, auf daß er sein Nachfolger im Reiche sei. Als aber die jüngern Söhne dieses hörten, traten sie zum alten Könige und sprachen: »Unser Bruder ist nicht recht bei Verstande und folglich zum Könige nicht geschaffen; gieb einem von uns deine Krone, damit wir sie deiner würdig tragen und durch Einsicht und Tugend deinem Namen Ehre machen.« Da antwortete ihnen der König: »Damit ferners kein Streit unter euch sei, will ich euch eine Probe auferlegen! Gehet hin in die Nachbarländer und wer mit dem schönsten Becher wiederkehrt, der soll fürderhin König sein, und ihr andern sollt nicht mehr streiten, sondern in Gehorsam und Treue ihm unterthan bleiben.«

Mit frohen Herzen gingen die beiden jüngern Brüder mit einander, den Becher zu suchen, der Aelteste aber schritt allein durch den Wald und war traurig, daß seine Brüder ihm sein gutes Recht nehmen wollten und ihn schalten, daß er nicht recht bei Verstande sei. Als er so einige Zeit in Gedanken dahin gewandert war, da stand plötzlich vor seinen Augen ein großes, prächtiges Schloß, das er noch niemals gesehen hatte, so oft er auch durch den Wald gegangen war. Thor und Thüren standen offen und er konnte ungehindert hineingehen und die Stiege hinaufsteigen. Er schritt durch das erste Zimmer, aber kein menschliches Wesen ließ sich darin sehen; er ging nun weiter und weiter durch eine lange Reihe der prachtvollsten Zimmer, bis er endlich an das letzte gekommen war. Da trat ihm daraus eine Katze entgegen, setzte sich vor ihm auf die hintern Füße und fragte ihn mit wohlwollender Stimme, was sein Begehren sei. »Liebe Frau Katze, entgegnete ihr beherzt der Jüngling, ihr könntet mir einen recht großen Gefallen erweisen, wenn ihr mir einen Becher brächtet, denn das Glück meines Lebens hängt davon ab, daß ich einen schönern nach Hause bringe, als meine beiden Brüder, welche auch ausgegangen sind, ein solches Kleinod zu suchen.« Die Katze nickte freundlich mit dem grauen Kopfe, ließ sich auf ihre vordern Pfoten nieder und eilte davon. Wenige Augenblicke waren verstrichen, so kam sie wieder und legte einen großen, prächtigen Becher in die Hände des Jünglings. Er konnte sich aber vor Erstaunen und Freude kaum fassen, als er den schönen, funkelnden Becher sah. Da war alles daran von lauterm Golde und Edelgestein

und wunderſame Bilder waren darauf ausgeprägt, Schlachten und Ritterfahrten und Hochzeiten, und der Becher gab einen ſo hellen Schein, als wenn die untergehende Sonne ihre vollen Gluthen in das Zimmer geworfen hätte. Als er endlich wieder zur Beſinnung kam, und der guten Katze für ihr ſchönes Geſchenk danken wollte, war ſie längſt entſchwunden, und er ſtand allein und wußte nicht recht, wie ihm geſchehen war. Schnellen Schrittes eilte er nun über die Treppe und durch den Wald nach Hauſe, wo ſeine Brüder mit ihren Bechern ſchon angekommen waren und ihn erwarteten. Als er nun mit ſeinem herrlichen, leuchtenden Pokale zu ihnen hintrat, da mußten ſie wohl ſelbſt geſtehen, daß er das ſchönſte Kleinod gefunden habe und von Rechtswegen die Krone verdiene; aber ſie beſtürmten nur deſto mehr ihren alten Vater ihnen noch eine Probe aufzuerlegen, und hörten nicht auf zu flehen, bis er endlich ihren Bitten nachgab. »So geht denn in Gottes Namen,« ſprach er, »noch einmal aus, und wer das ſchönſte und beſte Schwert heim bringt, der ſoll ohne allen Widerſpruch König ſein und die andern ſollen ihm gehorchen.«

Zufrieden mit dieſem Spruche eilten die beiden jüngern Brüder wieder mitſammen fort. Der älteſte aber ging in den Wald und dem Schloſſe zu, wo ſeine Wohlthäterin, die Katze, wohnte. Dieſes Mal war ſie ihm ſchon auf der Treppe entgegengekommen, und fragte ihn mit ſchmeichelnder Stimme, was er wolle. »Liebe Katze, entgegnete er, ſei doch ſo gut und bringe mir ein recht ſchönes und gutes Schwert; du

wirst mich zu ewigem Dank verpflichten, denn wenn ich ein schöneres heim bringe, als meine Brüder, so werde ich König sein, und sie müssen mir dienen.« — Die Katze nickte freundlich mit dem grauen Kopfe, sprang lustig davon und kam bald mit einem großen, schönen Schwerte wieder, das sie mit dem reichen Wehrgehänge dem erstaunten Jüngling um die Hüften gürtete. »Kehrst du noch einmal zurück,« rief sie ihm zu, indem sie ihre weichen Pfoten ihm zum Abschiede entgegenstreckte, »so fasse mich nur an den beiden Hinterfüßen, trage mich in die Küche und schlage mich so lange an den Heerd, bis du nichts mehr von mir siehst.«

Mit diesen Worten war die Katze entschwunden, und der Jüngling kehrte nach Hause zurück und dachte hin und her, was diese Rede wohl bedeuten möchte. Als er bei Hofe anlangte, waren seine Brüder mit ihren Schwertern schon angekommen und glaubten nun sicher, daß sie den Preis erringen würden. Aber so schön ihre Waffen auch waren, sie konnten sich mit dem Schwerte ihres Bruders nicht vergleichen, und der Alte zögerte nicht, dem Sieger seine Krone als Preis zuzuerkennen. Da traten die beiden jüngern Söhne noch einmal zu ihm und ließen nicht nach ihn mit Bitten und heißen Thränen zu bestürmen, ihnen nur noch eine letzte Probe zu gestatten, bis er endlich ihren Worten nicht länger widerstehen konnte und in ihr Begehren willigte. »So geht denn zum dritten und letzten Male hin und wer die schönste Braut nach Hause bringt, der soll sie zum Weibe haben und König sein.«

Darüber waren nun die beiden jüngern Brüder sehr erfreut und auch der älteste gab sich damit zufrieden, denn er zweifelte nicht, daß seine Freundin, die Katze, ihm in dieser letzten und härtesten Probe beistehen werde. Ohne sich lange zu besinnen, eilte er durch den Wald dem Schlosse zu und erinnerte sich gar wohl des Auftrages, den er das letzte Mal erhalten hatte. Als er zum Schlosse kam, stand die Katze schon unter dem Thore und winkte ihm entgegen und fragte ihn gar freundlich, was denn dießmal sein Begehren sei. Jüngling aber antwortete ihr nicht, sondern hob sie an ihren hintern Füßen empor, trug sie in die Küche und schlug sie so lange an den Heerd, bis er nichts mehr von ihr sah. Da war es plötzlich, wie wenn eine Wolke vor seinen Augen zerronnen wäre, und eine herrliche Jungfrau stand vor ihm, schön, wie er noch keine gesehen, und er hielt den goldenen Saum ihres langen wallenden Gewandes in seinen bebenden Händen. »Willst du mit mir zu meinem Vater kommen?« sprach der entzückte Jüngling, indem er die erröthende Jungfrau mit seinen Armen umschlang, »so sollst du meine Braut und Königin sein.« Sie aber winkte ihm lächelnd entgegen und reichte ihm ihre weiße, zarte Hand, auf daß er sie zu seinem Vater führe.

Unterdessen waren die beiden jüngern Söhne schon mit ihren Bräuten angekommen und harrten mit klopfendem Herzen des ältesten Bruders. Als nun dieser mit der herrlichen Jungfrau in den Saal trat, da neigten sich alle in Ehrfurcht vor ihr und der alte König stieg vom Throne

nieder und ſetzte die goldene Krone auf das Haupt des älteſten Sohnes und legte einen blühenden Kranz um die Locken der Jungfrau, und die Brüder huldigten ihrer Königin und geſtanden es zu, daß ihr Bruder den höchſten Preis errungen.

Da kommt die Maus,
Das Märlein iſt aus.

10.

Von den Salinger Fräulein.

I.

Im Walde draußen bei den grauen Schloßruinen, auf denen nur Disteln und Farrenkräuter wachsen, hausen die Salinger Fräulein. Nicht alle Leute sehen sie, sondern nur hin und wieder zeigen sie sich den Menschen, aber den blauen Rauch sieht man oft aus dem öden Gemäuer aufsteigen, wenn sie Mittag kochen. Soll schon das Essen bereitet sein und fehlt ihnen das Salz, so reitet das eine oder das andere Fräulein nach Hall, um dort Salz zu holen, und in einer Minute steht es wieder mit dem Salze in der Küche. Oft erscheinen die Fräulein den armen Dorfkindern, wenn diese Erdbeeren sammeln oder Heidelbeeren zusammenkämmen. Die Fräulein sind dann, wie andere Kinder, gekleidet und sehen wie diese aus, nur zärter sind sie, und oft, sehr oft merkt man nicht einmal, daß es die Salinger Fräulein sind, und hält sie für pure, gewöhnliche Bauernmädchen. Sie helfen dann den Kindern Beeren sammeln und pflücken so schnelle, daß in einer Viertelstunde alle Körbchen voll der schönsten Beeren stehen. Dann fällt es den Kindern erst ein, daß ein Salinger Fräulein ihnen helfe. Aber sobald sie das merken

iſt das Fräulein auch verſchwunden. Oft helfen die Fräulein den Bauern, aber nur ſolchen, die brav ſind, auf den Aeckern und Wieſen, und dann ſehen ſie ganz den andern Dirnen gleich, haben gleiche Mieder, gleiche Küttel, gehen barfuß, und wenn die Sonne recht heiß ſcheint, binden ſie ein rothes oder blaues Sacktuch um den Kopf. Hilft ein Fräulein bei der Ernte oder einer andern Arbeit, ſo iſt das, wozu man drei oder fünf oder ſieben Tage braucht, in einem Tage abgethan und das Heu dort, wie Zunder, ohne daß es dreimal hin und her gehockt und geworfelt wird. Neckt aber Jemand ein Salinger Fräulein, ſo verſchwindet es, und erſcheint auf jenem Felde nie wieder. — Zuweilen kommen die Fräulein auch in die Häuſer und helfen den Bäurinnen kochen und nähen und ſcheuern; und wenn ein Fräulein Butter ſchlägt, kommt noch ſo viel aus dem Kübelchen, und wenn eines die Kuh melkt, gibt das liebe Vieh viel mehr Milch, als zu andern Zeiten. — Das Alles thun die wilden Fräulein, die im Walde draußen hauſen.

II.

Einem Bauer in Schleiß war ſeine Magd geſtorben und es war gerade Sommer und das Heumahd vor der Thüre. Er ſah ſich links und rechts um eine tüchtige Dirne um; allein alles Suchen war vergebens, denn in jedem Hauſe und in jeder Hütte hatte man ſelbſt vollauf zu thun und konnte keiner Hand entbehren. Das Heu auf den Mähdern war reif und da war bei unſerm Bauer der gute Rath theuer. Endlich

nahm er ſeine Senſe und ging allein durch den dunkeln Fichtenwald zu ſeiner Bergwieſe und fing an zu mähen, daß ihm der Schweiß von der heißen Stirne tropfte. Er hatte noch nicht lange gearbeitet, da kam plötzlich ein friſches Bauernmädel auf ihn zu und bot ihm ihre Dienſte zum Mahde an. Der Bauer maß mit den Blicken die körnige Geſtalt vom Scheitel bis zu den Zehen, ſie gefiel ihm und er freute ſich, eine ſo rüſtige Gehülfin zufällig gefunden zu haben. Noch mehr verwunderte er ſich aber, als er die ſchöne Dirne mähen und worfeln ſah, denn ſie arbeitete ſo wacker, daß es jede Ahnung überſtieg. Als es Mittag war, war ſchon die ganze Wieſe abgemäht und das Heu ſtand in Hocken und ſchmorrte und dorrte, daß es eine Luſt war. Der Bauer konnte ſich nicht genug wundern und fuhr nach Hauſe, um ſeinen Leiterwagen und ſeine Ochſen zu holen. Als er zurückkam, fand er das Heu ſchon ganz und gar dürr und ſtaunte und die fremde Dirne gefiel ihm über die Maßen. »Willſt du nicht zu mir in den Dienſt gehen? ich zahle dir, was du willſt.« fragte der Bauer. — Die ſchlanke, weiße Dirne ſchüttelte aber bedeutungsvoll »Nein.« Der Bauer wandte alle ſeine Beredtſamkeit auf, um die liebe Dirne zu bewegen; allein Alles war umſonſt. Da Nichts und gar Nichts fruchtete und Alles vergebens war, machte der Bauer zum verdrießlichen Spiele ein gutes Geſicht und ging ans Aufladen. Die Dirne ſchwang ſich auf den Wagen und lud das Heu, das ihr der Bauer reichte, höher und höher, ſo daß bald der ganze Wagen voll geladen daſtund. Wie nun der Wagen voll und hoch geladen war, ſtieg der Bauer auf das Fuder, um den Wies-

iſt das Fräulein auch verſchwunden. Oft helfen die Fräulein den Bauern, aber nur ſolchen, die brav ſind, auf den Aeckern und Wieſen, und dann ſehen ſie ganz den andern Dirnen gleich, haben gleiche Mieder, gleiche Küttel, gehen barfuß, und wenn die Sonne recht heiß ſcheint, binden ſie ein rothes oder blaues Sacktuch um den Kopf. Hilft ein Fräulein bei der Ernte oder einer andern Arbeit, ſo iſt das, wozu man drei oder fünf oder ſieben Tage braucht, in einem Tage abgethan und das Heu dort, wie Zunder, ohne daß es dreimal hin und her gehockt und geworfelt wird. Neckt aber Jemand ein Salinger Fräulein, ſo verſchwindet es, und erſcheint auf jenem Felde nie wieder. — Zuweilen kommen die Fräulein auch in die Häuſer und helfen den Bäurinnen kochen und nähen und ſcheuern; und wenn ein Fräulein Butter ſchlägt, kommt noch ſo viel aus dem Kübelchen, und wenn eines die Kuh melkt, gibt das liebe Vieh viel mehr Milch, als zu andern Zeiten. — Das Alles thun die wilden Fräulein, die im Walde draußen hauſen.

II.

Einem Bauer in Schleiß war ſeine Magd geſtorben und es war gerade Sommer und das Heumahd vor der Thüre. Er ſah ſich links und rechts um eine tüchtige Dirne um; allein alles Suchen war vergebens, denn in jedem Hauſe und in jeder Hütte hatte man ſelbſt vollauf zu thun und konnte keiner Hand entbehren. Das Heu auf den Mähdern war reif und da war bei unſerm Bauer der gute Rath theuer. Endlich

nahm er seine Sense und ging allein durch den dunkeln Fichtenwald zu seiner Bergwiese und fing an zu mähen, daß ihm der Schweiß von der heißen Stirne tropfte. Er hatte noch nicht lange gearbeitet, da kam plötzlich ein frisches Bauernmädel auf ihn zu und bot ihm ihre Dienste zum Mahde an. Der Bauer maß mit den Blicken die körnige Gestalt vom Scheitel bis zu den Zehen, sie gefiel ihm und er freute sich, eine so rüstige Gehülfin zufällig gefunden zu haben. Noch mehr verwunderte er sich aber, als er die schöne Dirne mähen und worfeln sah, denn sie arbeitete so wacker, daß es jede Ahnung überstieg. Als es Mittag war, war schon die ganze Wiese abgemäht und das Heu stand in Hocken und schmorrte und dorrte, daß es eine Lust war. Der Bauer konnte sich nicht genug wundern und fuhr nach Hause, um seinen Leiterwagen und seine Ochsen zu holen. Als er zurückkam, fand er das Heu schon ganz und gar dürr und staunte und die fremde Dirne gefiel ihm über die Maßen. »Willst du nicht zu mir in den Dienst gehen? ich zahle dir, was du willst.« fragte der Bauer. — Die schlanke, weiße Dirne schüttelte aber bedeutungsvoll »Nein.« Der Bauer wandte alle seine Beredtsamkeit auf, um die liebe Dirne zu bewegen; allein Alles war umsonst. Da Nichts und gar Nichts fruchtete und Alles vergebens war, machte der Bauer zum verdrießlichen Spiele ein gutes Gesicht und ging ans Aufladen. Die Dirne schwang sich auf den Wagen und lud das Heu, das ihr der Bauer reichte, höher und höher, so daß bald der ganze Wagen voll geladen dastund. Wie nun der Wagen voll und hoch geladen war, stieg der Bauer auf das Fuder, um den Wies-

baum zu befeſtigen. Der Bauer war aber ein ſchlauer Patron und wollte nebenbei auch der ſchönen, emſigen Dirne, die ihm ſo in die Augen ſtach, und die doch nicht mit ihm gehen wollte, eine Falle legen. Denn als ſie droben auf dem Heu kniete und noch manches am ſchönen Fuder ordnete, legte er den Wiesbaum ſo, daß ihr linker Fuß von demſelben eingeklemmt wurde, ſo daß ſie nicht mehr weg konnte. Als ſie das merkte, warf ſie ihm einen bittenden und vorwurfsvollen Blick zu, ſprach aber kein einziges Wort. Der Bauer dachte, nun habe ich den loſen Vogel doch gefangen, ſtieg vom Wagen herunter, ſchwang die Geißel, daß der Knall aus dem nahen Walde wiederhallte, und fuhr wohlgemuth ſeinem Dorfe zu. Als er aber eine gute Strecke gefahren war und ſich ſchon der künftigen Dirne freute, empfand er plötzlich einen Riß am linken Beine, und zugleich glaubte er ein Huſch, Huſch hinter ſich zu hören, als ob ein Vogel auffloge. Er ſah verwundert um und auf den Wagen, aber keine Dirne war mehr zu ſehen. Sie war verſchwunden und erſt jetzt merkte der Bauer, daß ſie ein Salinger Fräulein geweſen ſei. Der Bauer fuhr nun vorwärts, allein ſein eigenes Fuhrwerk wollte nicht mehr gehen; denn er wackelte hin und her und als er näher ſich beſchaute, ſah er, daß er mit dem linken Fuße hinkte. Er mochte verſuchen und thun, was er wollte, er blieb zeitlebens hinkend. Und als er nach vielen, vielen Jahren ſtarb, hinkten ſeine Söhne und Enkel mit der Leiche und jetzt noch ſollen alle ſeine männlichen Nachkommen hinken, und das hat das Salinger Fräulein gethan.

Der reiche Grafensohn nahm sich die Worte zu Herz
ritt in den kühlen, dunkeln Wald hinein und kam imm
tiefer und tiefer, bis er plötzlich vor einem großen Schl
stand, das aus weißem Marmor erbaut war. Er trat du
das große, schöne Portal ein und fand hinter der Hausth
den Besen und diesen nahm er und vollzog den Auftrag
geheimnißvollen Wegweiserin. Als er dies gethan hatte, l
er zum Löwen und diesem nahm er den goldenen Schlü
aus dem Munde, sperrte die ebenholzene Saalthüre auf
durchschritt den weiten Saal, bis er zum zweiten Löwen k
der wieder einen goldenen, noch schönern Schlüssel im Ra
hielt. Er erlegte diesen Wächter, nahm ihm den Schl
aus dem Rachen, öffnete damit die anstoßende Thüre
kam in die Küche, wo er das Messer und drei wunderscl
Pomeranzen fand, die waren so gelb, wie das reinste G
und glänzten, wie die Sonne. Er wagte es kaum, die
herschönen Früchte anzugreifen, denn sie waren gar zu g
lend. Endlich übermannte er sich doch und griff nach
nächsten und ersten Pomeranze und nach dem blanken M
und schnitt den goldenen Apfel entzwei, denn er hatte
den Rath des alten Weibleins gar wohl gemerkt. Aber k
hatte er die obere Hälfte der Schale abgelöst, als ein
herschönes Mädchen vor ihm in der untern Hälfte der
meranze, die er in den Händen hielt, stand, und es w
schön, als der Tag, und seine Augen so blau, als der h
Himmel im Sommer. Dem reichen Grafensohn war es
wunderlich ums Herz und er vergaß der Mahnung des
Mütterchens ganz und gar und schaute und schaute v

ſchreien müſſen, denn das alte Weibchen war vor Alter faſt taub, und dann erzählte er ihr auf ihre Frage auch ſein Vorhaben. — Sie nickte und wackelte dann beifällig mit dem grauen Kopfe und wies mit dem Haſelſtöckchen auf den Weg, der rechts führte, und zugleich fing ſie mit kreiſchender Stimme an, ſo daß er ſie nur ſchwer verſtehen konnte: »Schmucker Knabe, gehe den Weg und du wirſt ein großes, großes Haus finden; in das gehe, ſchmucker Knabe! hinein, und hinter der Thüre wirſt du einen Kehrbeſen finden. Dieſen nimm und kehre die Stiege, und haſt du die Stiege gekehrt, dann wirſt du zu einem großen Löwen kommen, ſchmucker Bube! und der hält einen goldenen Schlüſſel in ſeinem Rachen. Den Schlüſſel mußt du mit Gewalt dem Löwen aus dem Rachen reißen und damit die Zimmerthür, vor der er ſteht, aufſperren, dann wirſt du in ein prächtiges Zimmer kommen und wieder zu einem Löwen mit einem Schlüſſel, der vor einer Thüre ſteht. Und dieſen Löwen mußt du, ſchmucker Knabe! erlegen und ihm wieder den Schlüſſel nehmen und mit dieſem mußt du die andere Thüre aufſchließen und dann kommſt du in die Küche und in der Küche wirſt du drei ſchöne rothgelbe Pomeranzen und ein Meſſer mit einem Griffe aus Ebenholz finden. Nimm dann das Meſſer und ſchneide eine der drei Pomeranzen auf und es wird ein wunderſchönes Fräulein, ſo ſchön wie die Sonne, herauskommen. Du mußt aber damit gleich zu dem friſchen Brunnen, der vor dem Hausthore unter den zwei Linden ſteht, eilen und deine Braut unter das Waſſer halten, denn ſonſt wird ſie gleich zuſammenwelken und ſterben.«

Der reiche Grafensohn nahm sich die Worte zu Herzen, ritt in den kühlen, dunkeln Wald hinein und kam immer tiefer und tiefer, bis er plötzlich vor einem großen Schlosse stand, das aus weißem Marmor erbaut war. Er trat durch das große, schöne Portal ein und fand hinter der Hausthüre den Besen und diesen nahm er und vollzog den Auftrag der geheimnißvollen Wegweiserin. Als er dies gethan hatte, kam er zum Löwen und diesem nahm er den goldenen Schlüssel aus dem Munde, sperrte die ebenholzene Saalthüre auf und durchschritt den weiten Saal, bis er zum zweiten Löwen kam, der wieder einen goldenen, noch schönern Schlüssel im Rachen hielt. Er erlegte diesen Wächter, nahm ihm den Schlüssel aus dem Rachen, öffnete damit die anstoßende Thüre und kam in die Küche, wo er das Messer und drei wunderschöne Pomeranzen fand, die waren so gelb, wie das reinste Gold, und glänzten, wie die Sonne. Er wagte es kaum, die wunderschönen Früchte anzugreifen, denn sie waren gar zu glänzend. Endlich übermannte er sich doch und griff nach der nächsten und ersten Pomeranze und nach dem blanken Messer und schnitt den goldenen Apfel entzwei, denn er hatte sich den Rath des alten Weibleins gar wohl gemerkt. Aber kaum hatte er die obere Hälfte der Schale abgelöst, als ein wunderschönes Mädchen vor ihm in der untern Hälfte der Pomeranze, die er in den Händen hielt, stand, und es war so schön, als der Tag, und seine Augen so blau, als der heitere Himmel im Sommer. Dem reichen Grafensohn war es gar wunderlich ums Herz und er vergaß der Mahnung des alten Mütterchens ganz und gar und schaute und schaute nur die

schöne Jungfrau an und dachte nicht an den Brunnen. Wie er so daſtund, da welkte das schöne Bild zuſammen und die Jungfrau ſtarb vor ſeinen Blicken.

»Warte nur, mit der zweiten will ich es geſcheidter machen,« dachte ſich der reiche Grafenſohn, nahm die zweite Pomeranze und das blanke Meſſer und ſtieg die weiße Marmorſtiege hinab in den Hof. Als er bei dem Brunnen unter den zwei Linden angelangt war, ſchnitt er die goldene Frucht entzwei, und, es blendete ihm faſt die Augen, ein Jungfräulein ſtand vor ihm, ſo ſchön, wie die Sonne noch nie eines beſchienen hat. Er hielt das ſchöne Weſen unter den Strahl des Waſſers und es wurde immer größer und größer, ſo daß ſeine Hände ſie nicht mehr halten konnten und ſie auf dem Boden ſtund und endlich ſo groß war, wie der reiche Grafenſohn. Da nahm er ſie bei den weißen Armen und führte ſie in das Marmorhaus und hieß ſie dort bleiben, bis er wieder mit Roß und Wagen kommen würde, und dann nahm er von der ſchönen Jungfrau Abſchied, küßte ſie und wanderte weiter zu ſeinen Aeltern, um von ihnen Roß und Wagen zu holen. Die ſchöne Pomeranzenjungfrau aber wohnte nun allein im Pallaſte und mußte ſich ſelbſt das Waſſer holen und das Eſſen bereiten und hatte ſo ganz allein wohl oft Langweile.

Neben dem großen, ſchönen Marmorhauſe ſtund aber auch ein kleines Häuschen und in dem wohnte eine Hexe mit ihren zwei Töchtern. Dieſe ſahen die ſchöne Jungfrau öfters zum Brunnen unter den Linden gehen und kamen auch zu ihr herauf und fragten und forſchten um dies und das und das Pomeranzenkind war gar unſchuldig, kindlich und ein-

fältig und erzählte ihnen Alles umverholen, gerade wie es Kinder thun.

»Komm mit uns,« sagte einmal die ältere der beiden Herentöchter, die Mutter hat Kuchen gebacken und die sind gar gut.« — Das arglose Kind ließ sich bereden und ging mit den beiden Schwestern. Sie spielten allerlei Spiele und da sollte das Mädchen einmal Königin werden und mußte sich umkleiden und die Haare flechten lassen, und wie es so da saß, da drückte ihm eine der beiden Schwestern eine Nadel in den Kopf, das war eine Zaubernadel und das arme Kind ward in eine Taube verwandelt. — Eine der zwei häßlichen Schwestern ging nun in das große Haus hinüber und wartete, bis endlich der Bräutigam kam. Dieser kam angefahren, staunte aber nicht wenig, als er anstatt seiner schönen Braut die garstige Herentochter fand. Allein diese wußte allerlei Ausreden und er wollte sein gegebenes Versprechen halten und meinte, ihn könnten doch nur die Augen täuschen, und nahm also die garstige Braut zu sich in den Wagen und fuhr sinnend damit fort. —

Während sie auf dem Wege waren, kam der alten Hexe die Taube aus und flog dem Wagen nach und schlug die weißen Flügelchen, daß es schwirrte, und der reiche Grafensohn hatte Mitleid mit dem armen Thierchen und streckte die Hand aus, um es hereinzulangen. Allein seine Braut war darüber sehr böse, denn sie kannte das Thierchen. Der reiche Grafensohn hatte aber Erbarmniß und ließ sich es nicht nehmen, sondern nahm das Täubchen herein, hielt es auf seinem Schoße und streichelte es, daß es zu girren anfing. —

Und wie er es ſo ſtreichelte und das Täubchen ihn mit ſeinen ſchwarzen, klugen Aeuglein anblickte, griff er eine Nadel auf dem Köpflein des Thierchens, und er zog ſie voll Mitleid heraus und das ſchöne Fräulein ſtand wiederum vor ihm in dem Wagen. Da freute ſich der reiche Grafenſohn erſt recht und hatte ſie lieb; die böſe, garſtige Hexentochter warf er aber zum Wagen hinaus, daß ſie beide Beine brach. Das Brautpaar fuhr nun voll Freude nach Hauſe und die alten Eltern freuten ſich mit ihrem Sohne und es gab eine gar ſtattliche Hochzeit. Dieſe Geſchichte iſt wahr, denn ein Grafenſohn davon lebt jetzt noch.

12.

Mädchen und Bübchen.

(Verwandt mit „Machandelboom" Grimms Sammlung B. 1. S. 268.)

Es lebte einmal nahe bei einem dichten Walde ein Holzhauer, der hatte ein böses Weib und zwei nette Kindlein: ein Mädchen und ein Bübchen. Der Holzhauer war aber sehr arm und hatte kaum Brod genug, um sich und den Seinigen den Hunger zu stillen. Eines Tages war der Vater wieder in den Wald gegangen und die böse Mutter war allein in der niedern Hütte zurückgeblieben. Da sagte die böse Mutter zu den Kindern: »Nun geht hinaus in den Wald Holz sammeln, und wer zuerst von euch nach Hause kommt, bekommt einen recht schönen Apfel.«

Mädchen und Bübchen sind nun in den Wald hinausgegangen, um Holz zu sammeln, und eilten sich, bis sie zwei Bündelchen Reisig beisammen hatten. Und als sie das Holz beisammen hatten, gingen sie raschen Schrittes nach Haus. Aber je näher sie der Hütte kamen, desto seltsamer wurde ihnen zu Muthe, und es war ihnen gerade, als ob ein Stein auf ihren Herzchen lastete. Während des Gehens brach dem Bübchen das Achselband und da bat es das Schwesterchen: »Warte

mir, mir ist das Achselband gebrochen und ich muß es zusammenbinden.«

Das Mädchen dachte aber an den schönen Apfel, den ihr die Mutter versprochen hatte, und eilte vorwärts. Kaum war aber das Mädchen eine Strecke Weges gegangen, da brach auch ihm das Achselband und der Knabe kam ihm nachgelaufen und keuchte unter der schweren Holzbürde. Das Mädchen bat ihn nun: »Warte mir, es ist mein Achselband gebrochen; ich muß es mir zusammenbinden.« Das Bübchen hatte aber keine Ohren für das Bitten seines Schwesterleins und erwiderte: »Du hast mir auch nicht gewartet; jetzt bekomme ich den Apfel.« — Der Knabe lief und lief und kam endlich nach Hause und bat die Mutter um den versprochenen Apfel und warf das Bündel Holz in die leere Küche hinein. — »Gehe nur hinauf in die Kammer, dort sind die Aepfel in der Truhe, davon kannst du dir drei heraussuchen,« sprach die Mutter. — Das Büblein wollte mit diesem Bescheid nicht zufrieden sein und bat die Mutter, es möchte doch sie die Aepfel heraussuchen und ihm geben, wie andere Male. — Die Mutter gab endlich den Bitten des Bübchens nach und sie gingen nun beide in die Kammer und zur Truhe, in der die Aepfel waren. Der Knabe war voll Freude und konnte sich an den Aepfeln, die da lagen, nicht satt sehen, patschte in die Händlein und bückte sich in die Truhe hinein, um sich die Aepfel herauszuholen. Wie er freudig so hineinsah, schlug die böse Mutter plötzlich den Deckel zu, daß der Kopf des armen Bübchens in die Tiefe der Truhe hineinkugelte, der Leib aber auf dem Boden regungs- und leblos da lag. Die

böſe Mutter nahm den Leichnam und hängte ihn hinter der Kammerthüre auf einen Nagel. Indeſſen war das Mädchen, das ſich das zerbrochene Achſelband zurecht gerichtet hatte, mit ſeinem Holzbündel gekommen, leerte dieſen in der Küche ab und bat die Mutter auch um einen Apfel. Die Mutter war ſehr freundlich, nickte ihr zu und gab ihr einen rothen Apfel. Das Mädchen biß in den Apfel und die Mutter ging zum Herde, um für den Vater, der im Walde Holz haute, das Mittagseſſen zu bereiten. »Gehe in die Kammer hinauf und hole mir Mehl und Schmalz,« ſagte die Mutter zum Mädchen, »ſchaue aber ja nicht hinter die Thüre hinein.«

Das arme Schweſterchen ging nun in die Kammer hinauf und ſchaute doch hinter die Thüre hinein und da ſah es ſein armes, todtes Brüderchen hangen. Das Mädchen weinte nun ſo bitterlich, daß es hätte einen Stein erbarmen mögen und Zähren auf den Boden tropften. Endlich mußte es doch zur Mutter hinunter und brachte ihr weinend das verlangte Mehl und das Schmalz. »Haſt du wohl nicht hinter die Thüre hineingeſchaut?« fragte die böſe Mutter das weinende Mädchen. »O nein,« erwiderte das arme Kind, und weinte noch heftiger und hielt das blaue, zerlumpte Fürtuch vor das Antlitz. Die Mutter war der Antwort zufrieden und ſchickte das ſchluchzende Kind mit dem Mittagseſſen für den Vater hinaus in den dunkeln Wald. Das Mädcheu hatte heute keine Freude an den Eichkätzchen, die auf den Fichten herumkletterten und ihre Männchen machten, noch an den Tannzapfen und Feldblumen, ſondern ging ſtill und weinend ſeiner Wege. Endlich kam es zum Vater, und dieſer nahm die Suppe haſtig, denn

es hungerte ihn. Er war aber ganz erstaunt, als er heute Fleisch in der Suppe sah, denn er hatte seit langer Zeit kein Stückchen mehr gesehen, noch viel weniger in den Mund gebracht. Er setzte sich unter eine große, schöne Buche und begann zu essen. Er hatte aber gerade das erste Stückchen Fleisch auf dem beinernen Löffel und wollte es zum Munde führen, als ein Vögelchen auf dem Baume zu singen anfing:

Zwie zwei, meine Mutter ist a znichts Weib,
Meine Mutter hat mich abg'schlagen,
Meine Schwester hat mich 'nausg'tragen,
Mein Vater hat die Beinlein abg'nagen,
Zwie zwei, meine Mutter ist a znichts Weib.

Dem Holzhauer kam Alles so wunderlich vor und das Vögelein ließ ihm keine Ruhe und sang und sang immer aufs Neue:

Zwie zwei, meine Mutter ist a znichts Weib,
Meine Mutter hat mich abg'schlagen,
Meine Schwester hat mich 'nausg'tragen,
Mein Vater hat die Beinlein abg'nagen,
Zwie zwei, meine Mutter ist a znichts Weib.

Da wurde es dem Vater immer unheimlicher, so daß ihn selbst das Rascheln der Blätter erschreckte, und er ging mit dem armen Mädchen, das recht traurig war und kein Wort redete, nach Hause. —

Unterdessen war die böse Mutter vollauf beschäftiget den todten Knaben zu verbergen und zu verpacken; allein da kamen viele, viele Vögelchen, flatterten um sie herum, ließen ihr keine Ruhe und sangen in gar wehmüthigem Tone:

Zwie zwei, meine Mutter iſt a znichts Weib,
Meine Mutter hat mich abg'ſchlagen,
Meine Schweſter hat mich 'nausg'tragen,
Mein Vater hat die Beinlein abg'nagen,
Zwie zwei, meine Mutter iſt a znichts Weib.

Sie wollte nun die unſchuldigen Thierlein verjagen, wie ſie aber dieſelben durch die Stubenthüre hinausſcheuchte und ihnen nacheilte, fiel die ſchwere Stubenthüre zu und ſchlug der böſen Mutter den Kopf entzwei. Der Vater kam nach Hauſe, darin war alles ſtille und ſtille, nur die Vögel ſangen:

Zwie zwei, meine Mutter iſt a znichts Weib,
Meine Mutter hat mich abg'ſchlagen,
Meine Schweſter hat mich 'nausg'tragen,
Mein Vater hat die Beinlein abg'nagen,
Zwie zwei, meine Mutter iſt a znichts Weib.

Der Vater ging nun die Stiege hinauf und in die Stube und wie er die Thüre öffnete, fand er ſein böſes Weib und ſein armes Söhnchen todt auf dem Boden liegen.

Und das Märlein iſt aus,
Drum geht nun nach Haus!
Oder ſoll ich euch noch was erzählen
Von den Erbſen und den Fiſälen? *)

*) Fiſälen = Fiſolen, Bohnen, davon ausfieſſlen = enthülſen.

13.

Vom armen Schuſter.

Dieſer Schuſter war ſehr arm und war Vater von acht Kindern und die Frau war ihm geſtorben. Er hatte ſehr ſchlechte Tage und wenig Verdienſt und die armen Würmchen wollten doch ihr Brot haben und ſchrieen oft, wie die Raben, vor Hunger. So ging es lange Zeit und der arme Schuſter verſetzte ſeinen letzten Leiſten, um den Hunger der Kinder zu ſtillen. Allein, als der morgende Tag anbrach, ſtellte ſich auch der Hunger wieder ein und die Kinder weinten und da wußte ſich der Schuſter gar nicht zu helfen. Endlich fiel ihm ein Ausweg ein. Er ging zu ſeinem Nachbar, der ſehr, ſehr reich, dabei aber auch ſehr geizig war, und bat ihn, er möchte ihm doch einige Kreuzer leihen, damit er ſeinen Kindern Brot kaufen könnte, denn ſonſt müßten ſie Hungers ſterben. Der geizige Mann ſchnaunte aber den Armen an und ſchrie: »Wenn deine Kinder verhungern, was geht das mich an? — Ich gebe dir keinen geſpaltenen Heller, geſchweige einen ganzen. Ich bin nicht der Narr, der das Geld hinauswirft, ohne Hoffnung, es je wieder zu bekommen.«

Der arme Schuſter ſah nun, daß ſein Bitten umſonſt ſei, und ging ohne Geld und ohne Troſt vom reichen Nachbar weg zu ſeinen hungernden Kindern. Dieſe meinten, der Vater würde mit Brot kommen, und warteten mit größter Sehnſucht auf ihn. Der Vater kam nun und als er die armen hungernden Kindlein ſah, ging es ihm ans Herz und er fing auch an zu weinen. Die Kindlein, wie ſie dies ſahen, weinten noch mehr und wurden immer troſtloſer und trauriger. So ging es zwei Tage, daß ſie einander anſahen und weinten, und der Hunger wurde immer größer und größer. Da dachte ſich der arme Schuſter: »Ich will es noch einmal probiren und zum Nachbar gehen und ihn um Etwas bitten; vielleicht erweichen Gott und meine Thränen ſein hartes Herz.« Der Schuſter begab ſich nun zum Nachbar und weinte und bat ihn auf den Knieen recht inſtändig um Etwas. »Ja,« erwiderte der geizige Nachbar, »einen Strick will ich dir geben, damit du deinem elenden Leben ein Ende machen kannſt,« und gab ihm einen Strick. Der arme Schuſter nahm den Strick und dachte an ſeine bereits verhungerten Kinder und an die noch lebenden, zu denen er aber ohne Brot nimmer zurückkehren mochte, und beſchloß, wenn der himmliſche Vater keine Hülfe ſenden würde, ſich aufzuhängen.

Er ging nun in den Wald hinaus und ging recht tief in denſelben hinein, damit kein Menſch ihn ſehen ſollte. Und wie er im dichten Walde ſo daſtand und ſich aus Hunger aufhängen wollte, wurde es ihm ſo ſchwer um das Herz, daß *er von* der Welt ſcheiden ſollte, und dachte: »Bevor ich *ſterbe, will ich* die ſchöne Welt doch noch anſchauen.« Er [illegible]

num einen recht hohen Baum und ſtieg bis zum Wipfel hinauf, und wie er droben war, ſah er recht weit herum und es kam ihm noch ſchwerer vor, ſich aufzuhängen.

Wie er nun ſo herumſchaute, ſiehe, da erblickte er tiefer in dem Walde ein großes, großes Haus, das war ſo ſchön, daß er nie ein ſolches geſehen hatte. Er kletterte nun eilig, wie ein Eichkätzchen, vom Baume herunter, ließ den Strick liegen, wo er lag, und eilte dem ſchönen, großen Hauſe zu, um dort Hilfe und Troſt zu ſuchen, denn zum Hängen, meinte er in ſeinem Sinne, iſt es noch Zeit.

Wie er zum Hauſe kam, fand er es offen. Er ging hinein und kam in einen weiten, lichten Saal, in dem viele, viele Tafeln ſtanden, und alle waren gedeckt und mit den herrlichſten Speiſen beſchwert — aber keine Seele war im ganzen Gebäude zu finden. Da war ein Glühen und Duften, daß der arme Schuſter glaubte, er ſei bei der himmliſchen Hochzeit. — Wie ſich lange Zeit Niemand ſehen ließ, ſetzte ſich der hungrige Schuſter endlich zu einer Tafel hin, koſtete von jeder Speiſe und trank von jedem Wein. Er war ſchon faſt ſatt, da hörte er plötzlich Stimmen und es war, als ob Leute kommen würden. Der arme Schuſter fürchtete ſich und verſteckte ſich eilig in das Ofenloch. Wie er dort horchte und zitterte, kamen zwölf Herren, ſetzten ſich zu Tiſche, und als ſie ſahen, daß Alles angenaſcht wäre, murmelten ſie: »Wer hat von meiner Suppe gegeſſen?« »Wer hat von meinem Fleiſche gekoſtet?« Wer hat von meinem Brote geſchnitten?« »Wer hat von meinem Weine getrunken?« »Wer hat mit meinem Löffelein geſchöpft?« »Wer hat mit meinem Meſſerlein

geſchnitten?« So murmelten und murrten ſie, bis der erſte, der gekommen war, fragte, was es Neues gebe. Da ſagte der zweite, er wiſſe Nichts, und ſo ging es der Reihe nach; alle bis auf den letzten wußten Nichts. Als die Reihe zum Letzten gekommen war, erzählte er, in der Königsſtadt liege die Königstochter ſchwer krank und leide am rechten Fuße fürchterliche Schmerzen. Kein Doktor könne ihr helfen und die ſchöne Prinzeß ſei ohne Rettung verloren, wenn ihr nicht bald geholfen würde.

»Und kann ihr Niemand helfen? Und können wir ihr nicht helfen?« fragten alle auf einmal. Da antwortete der Letzte: »Ich wüßte ſchon ein Mittel. Es darf nur Jemand zum weißen Felſen hingehen. Um Mitternacht bewegt ſich dort der große Stein und ein gräßlicher Wurm kommt zum Vorſchein. Dieſen muß man erſchlagen, ihm das Fett nehmen, damit den rechten Fuß der Königstochter einſchmieren und ſie wird in acht Tagen ganz geſund ſein.«

Als die zwölf Herren dieſes gehört und gegeſſen hatten, ſtanden ſie von ihren Sitzen auf und gingen wieder weg. Der arme Schuſter war darüber froh, ſchlüpfte aus dem finſtern Ofenloche hervor, ſtillte vollends ſeinen Hunger und ging dann fort, denn er wollte die ſchöne Königstochter heilen und ſich auf dieſe Weiſe Geld verſchaffen. Kaum war er einige Schritte gegangen, kam er zu einer ſchönen Straße, und dieſe führte ſchnurgerade zur Königsſtadt und zur prächtigen Königsburg. Er ging gerade auf die Burg zu und zum Könige und ſagte zu dieſem, er wolle ſeine Tochter heilen, wenn er ihm ſechs ſtarke Männer mitgeben würde. Da

Prinzeß hatte gerade so große Schmerzen, daß sie laut aufschrie; da war der König gleich bereit und ließ sechs baumstarke Männer holen und die übergab er dem armen Schuster. Der Schuster ging nun wieder in den Wald hinaus und zum weißen Felsen hin und wartete dort mit seinen sechs Gesellen bis Mitternacht. Als es Mitternacht war, bewegte sich wirklich der Stein und ein fürchterlich großer Wurm kam hervor — da stürzte sich der Schuster mit den sechs starken Männern auf das Unthier los und alle sieben schlugen so lange mit Keulen und Aexten darauf, bis es maustodt war. Der Schuster nahm nun das Fett aus dem Leibe des Wurmes, ging zum Könige zurück und beschmierte den rechten Fuß der Prinzeß. Diese ward besser und besser und in acht Tagen war sie wieder frisch und gesund und sah aus weiß und roth wie ein Apfel. — Der alte König war ganz erfreut, umarmte den armen Schuster und führte ihn in die Schatzkammer. Der Schuster war über die Pracht und Herrlichkeit der Schätze ganz außer sich und wie er so staunte und schaute, sagte der König: »Nimm so viel Gold als du willst!« —

Der Schuster ließ sich das nicht zweimal sagen und steckte sich alle Taschen voll Gold ein, so daß er nicht mehr ertragen konnte, und dankte dem Könige dafür. Der König war aber damit noch nicht zufrieden; denn ihm hatte der Schuster zu wenig genommen, und gab ihm noch einen so großen Sack voll Gold, daß der Schuster einen Esel leihen mußte, um das viele Geld nach Hause zu bringen.

Als der Schuster mit dem Schatze nach Hause kam, fand er noch die Kinder am Leben, denn sie hatten indessen Etwas

geſchnitten?« So murmelten und murrten ſie, bis der erſte, der gekommen war, fragte, was es Neues gebe. Da ſagte der zweite, er wiſſe Nichts, und ſo ging es der Reihe nach; alle bis auf den letzten wußten Nichts. Als die Reihe zum Letzten gekommen war, erzählte er, in der Königsſtadt liege die Königstochter ſchwer krank und leide am rechten Fuße fürchterliche Schmerzen. Kein Doktor könne ihr helfen und die ſchöne Prinzeß ſei ohne Rettung verloren, wenn ihr nicht bald geholfen würde.

»Und kann ihr Niemand helfen? Und können wir ihr nicht helfen?« fragten alle auf einmal. Da antwortete der Letzte: »Ich wüßte ſchon ein Mittel. Es darf nur Jemand zum weißen Felſen hingehen. Um Mitternacht bewegt ſich dort der große Stein und ein gräßlicher Wurm kommt zum Vorſchein. Dieſen muß man erſchlagen, ihm das Fett nehmen, damit den rechten Fuß der Königstochter einſchmieren und ſie wird in acht Tagen ganz geſund ſein.«

Als die zwölf Herren dieſes gehört und gegeſſen hatten, ſtanden ſie von ihren Sitzen auf und gingen wieder weg. Der arme Schuſter war darüber froh, ſchlüpfte aus dem finſtern Ofenloche hervor, ſtillte vollends ſeinen Hunger und ging dann fort, denn er wollte die ſchöne Königstochter heilen und ſich auf dieſe Weiſe Geld verſchaffen. Kaum war er einige Schritte gegangen, kam er zu einer ſchönen Straße, und dieſe führte ſchnurgerade zur Königsſtadt und zur prächtigen Königsburg. Er ging gerade auf die Burg zu und zum Könige und ſagte zu dieſem, er wolle ſeine Tochter heilen, wenn er ihm ſechs ſtarke Männer mitgeben würde. Die

Prinzeß hatte gerade so große Schmerzen, daß sie laut aufschrie; da war der König gleich bereit und ließ sechs baumstarke Männer holen und die übergab er dem armen Schuster. Der Schuster ging nun wieder in den Wald hinaus und zum weißen Felsen hin und wartete dort mit seinen sechs Gesellen bis Mitternacht. Als es Mitternacht war, bewegte sich wirklich der Stein und ein fürchterlich großer Wurm kam hervor — da stürzte sich der Schuster mit den sechs starken Männern auf das Unthier los und alle sieben schlugen so lange mit Keulen und Aexten darauf, bis es maustodt war. Der Schuster nahm nun das Fett aus dem Leibe des Wurmes, ging zum Könige zurück und beschmierte den rechten Fuß der Prinzeß. Diese ward besser und besser und in acht Tagen war sie wieder frisch und gesund und sah aus weiß und roth wie ein Apfel. — Der alte König war ganz erfreut, umarmte den armen Schuster und führte ihn in die Schatzkammer. Der Schuster war über die Pracht und Herrlichkeit der Schätze ganz außer sich und wie er so staunte und schaute, sagte der König: »Nimm so viel Gold als du willst!« —

Der Schuster ließ sich das nicht zweimal sagen und steckte sich alle Taschen voll Gold ein, so daß er nicht mehr ertragen konnte, und dankte dem Könige dafür. Der König war aber damit noch nicht zufrieden; denn ihm hatte der Schuster zu wenig genommen, und gab ihm noch einen so großen Sack voll Gold, daß der Schuster einen Esel leihen mußte, um das viele Geld nach Hause zu bringen.

Als der Schuster mit dem Schatze nach Hause kam, fand er noch die Kinder am Leben, denn sie hatten indessen Etwas

zu eſſen bekommen. Die waren ſo froh ihren Vater wieder zu haben, und lebten mit ihm, der nun ein ſteinreicher Mann war, vergnügt und glücklich viele Jahre hindurch und von einer Noth war gar keine Rede mehr. —

Wie der geitzige Nachbar ſah, wie der arme Schuſter mit ſeinen noch lebenden Kindern ſchön aß und trank und glücklich lebte, da wunderte es ihn, wie es zugegangen ſei. Er ging deßhalb zum Schuſter hin und fragte ihn, wie es denn gekommen wäre, daß er nun ſo gut fort komme. Der Schuſter machte keinen Hehl und erzählte dem Geitzigen auch richtig, wie es ihm ergangen ſei. — Da dachte ſich der Geitzige: »Ich muß es auch ſo machen,« ging in den Wald hinaus, ſtieg auf den Baum, ſah in die Weite, ſah das ſchöne große Haus und ſtieg wieder herunter. Er eilte nun der Gegend zu, wo das Haus ſtehen mußte, ging in dasſelbe hinein, fand die Tiſche gedeckt, aß von den Speiſen und verſteckte ſich endlich, als er jemanden kommen hörte, ins Ofenloch. Die zwölf Herren kamen wieder und es ging wie beim erſten Male zu und der Letzte erzählte wieder folgende Geſchichte: »Es war einmal ein armer Mann hier, den die bitterſte Noth hieher getrieben hatte und den wir glücklich gemacht haben; heute aber ſteckt ein reicher, reicher Mann im Ofenloche, den nur der Geitz und die Habſucht hergeführt haben, und auf dieſen dürfen wir alle losſchlagen.« — Auf dieſe Rede fuhren alle zwölf ſogleich von ihren Sitzen auf, ſtürzten auf das Ofenloch zu und ſtachen und ſtachen in dasſelbe hinein, bis der Geitzige ganz erſtochen und mausſodt war.

Der Bauer wollte seinen Ohren nicht trauen und ging auf das Feld hinaus. Dort fand er die grünen Kappesköpfe sammt und sonders mit Speck geschmückt. Da wurde er gar zornig, lief nach Hause und wollte sein dummes Weib, das die Sachen so zu Grunde gerichtet hatte, fortjagen.

Allein mit einem dummen Weibe wird man nicht so bald fertig; sie bat um Verzeihung, weinte und versprach so lange Besserung, bis der Bauer ihr nachgab, und so war Alles wieder gut. —

Nach einigen Tagen hatte der Bauer seine Hosen zerrissen und da sagte er zur Bäurin, sie möchte ihm doch die Hosen flicken, aber ordentlich und recht. — Der Bauer ging indessen seiner Arbeit nach. Die dumme Bäurin aber stand vor den zerrissenen Hosen, wie der Ochs am Berge, und wußte nicht, wie sie das Ding anstellen sollte. Endlich fiel ihr ein Rath ein. Sie ging in die Schlafkammer, holte dort aus der Truhe die Festtagshosen, zerschnitt dieselben und flickte damit die Werktagshosen. — Als der Bauer nach einigen Tagen die Festtagshosen anziehen wollte, fand er sie nicht, und als er fragte, hörte er vom Geschehenen.

Da war wieder das Feuer im Hause und Bauer und Bäurin sahen sich so lieb an, wie Hund und Katze. —

Nach und nach kam aber wieder Alles in's Geleise und Bauer und Bäurin sprachen wieder miteinander ohne nebenaus zu sehen. Da meinte einmal der Bauer, daß sein Bett nicht viel tauge. Andere Leute hätten so nette und reinliche Betten, daß es eine Lust wäre, nur das seine wäre wie ein

mit dieſen alle Krautköpfe, die mit den Speckſchnittchen geziert gar ſonderlich ausſahen. Als ſie mit dieſer Arbeit fertig war, ging ſie nach Hauſe, und dachte immer an den Fürpaß und wo er etwa ſtecken möchte. Sie weilte ſchon lange in der getäfelten Stube und konnte ſich nicht genug darüber wundern, daß der Fürpaß ſo lange nicht komme, um ſein Theil zu holen, als ein armes, altes Männchen mit einem Bettelranzen kam und um ein Almoſen bat. —

»Biſt du etwa der Fürpaß?« fragte haſtig die Bäurin.

»Warum denn?« fragte wieder das durch die Frage überraſchte alte Männlein.

»Ja weißt wohl, mein Mann hat mir aufgetragen dem Fürpaß das halbe Schwein, das wir heute morgens geſchlachtet haben, zu behalten, und da warte ich ſchon lange auf den Fürpaß und er will nie kommen und der Bauer iſt heute ſchon zuvor herb.«

»Ja, ja,« erwiderte der Bettler, »freilich bin ich der Fürpaß, und das iſt brav, daß ich nicht zu frühe komme.« —

Die Bäurin war deß froh, eilte in die Küche, holte das halbe Schwein, und lud es dem Bettler auf den Rücken.

»Haſt wohl ſchwer zu tragen,« dachte ſie und bemitleidete das belaſtete Männlein. Dem ſchien es aber zu gefallen und er machte ſich auf die Füße und lief davon, daß der Boden unter ihm dampfte.

Es dauerte nicht lange und der Bauer kam nach Hauſe. Er fragte die Bäurin, ob ſie das Schwein beſorgt hätte. »O ja, der Kappes iſt ſchon geſpickt, gehe nur auf das Feld *hinaus zu ſchauen*, und der Fürpaß iſt auch da geweſen.« —

Der Bauer wollte seinen Ohren nicht trauen und ging auf das Feld hinaus. Dort fand er die grünen Kappesköpfe sammt und sonders mit Speck geschmückt. Da wurde er gar zornig, lief nach Hause und wollte sein dummes Weib, das die Sachen so zu Grunde gerichtet hatte, fortjagen.

Allein mit einem dummen Weibe wird man nicht so bald fertig; sie bat um Verzeihung, weinte und versprach so lange Besserung, bis der Bauer ihr nachgab, und so war Alles wieder gut. —

Nach einigen Tagen hatte der Bauer seine Hosen zerrissen und da sagte er zur Bäurin, sie möchte ihm doch die Hosen flicken, aber ordentlich und recht. — Der Bauer ging indessen seiner Arbeit nach. Die dumme Bäurin aber stand vor den zerrissenen Hosen, wie der Ochs am Berge, und wußte nicht, wie sie das Ding anstellen sollte. Endlich fiel ihr ein Rath ein. Sie ging in die Schlafkammer, holte dort aus der Truhe die Festtagshosen, zerschnitt dieselben und flickte damit die Werktagshosen. — Als der Bauer nach einigen Tagen die Festtagshosen anziehen wollte, fand er sie nicht, und als er fragte, hörte er vom Geschehenen.

Da war wieder das Feuer im Hause und Bauer und Bäurin sahen sich so lieb an, wie Hund und Katze. —

Nach und nach kam aber wieder Alles in's Geleise und Bauer und Bäurin sprachen wieder miteinander ohne nebenaus zu sehen. Da meinte einmal der Bauer, daß sein Bett nicht viel tauge. Andere Leute hätten so nette und reinliche Betten, daß es eine Lust wäre, nur das seine wäre wie ein

Dem Herrn ging dieſer Gedanke ein, er ſtieg vom Pferde, ließ dasſelbe beim Hansl zurück und eilte zu Fuße weiter. Kaum war der Herr weg, dachte ſich Hansl, nun habe ich auch noch ein Pferd, ſchwang ſich flink auf dasſelbe hinauf und ſprengte damit fort. Er war eine Weile geritten, da kam er zu einem einſamen Hauſe, neben dem eine Scheune ſtand. Er ſtieg nun ab, denn es war Abend und er ſuchte ein Nachtlager, und ging in das Haus hinein, da fand er zwei greisgraue Jungfrauen und die bemühten ſich mit zwei Heugabeln friſche Nüſſe auf die Bühne zu ſchöpfen. — Wie Hansl dieſes ſah, fing er laut an zu lachen, denn er ſah, daß noch dümmere Leute, als ſein dummes Weib, auf Gottes Erdboden lebten, beſtieg wieder ſein Pferd und ritt und ritt, bis er wieder zu ſeinem Weibe nach Hauſe kam. Dieſe hatte aber eine Freude, als ihr Mann wieder kam, daß man es gar nicht ſagen kann, und verſprach ihm recht geſcheidt zu thun. Beide lebten nun mitſammen glücklich und froh und der Bauer freute ſich immer, ſo oft er daran dachte, daß es noch dümmere Leute, als ſein Weib, auf der Erde gebe.

15.

Lurchales.

Auf einem Hügel nahe bei einem Dorfe ſtand vor alten Zeiten ein gar prächtiges Schloß mit hohen Thürmen und ſtolzen Zimmern, das reich an Gold und Silber und allen Schätzen dieſer Welt war. —

Aber jene, die es bewohnten, waren gottlos und unbarmherzig und lebten dahin in Saus und Braus und ließen den Armen nicht einmal ein Stücklein harten Brotes zukommen, während ſie ſelbſt im Ueberfluſſe ſchwelgten.

Da hatte der Herr die Vertilgung dieſes ſündhaften Geſchlechtes beſchloſſen; nur die Köchin allein ſollte gerettet werden, denn ſie war fromm und mitleidig und tröſtete die Kranken und theilte den Hungernden mit, was von der reichen Tafel ihrer Herrſchaft abfiel. Als nun die Stunde der Vergeltung gekommen war, da lief ein weißes Mäuslein durch die Küche und ſchmiegte ſich an den Fuß der Köchin, und dieß Mäuslein trug ein Zettelchen um den Hals, auf dem ſtand *geſchrieben:* »Fliehe, fliehe, fliehe!«

Als die Köchin dieß Zeichen gesehen hatte, packte sie schnell ihre geringe Habe zusammen und eilte davon. Kaum hatte sie das Schloß verlassen, so stürzte es mit furchtbarem Getöse und Krachen zusammen, rothe Flammen zuckten aus dem Gemäuer, die Erde öffnete sich und verschlang das Schloß und alle die reichen Schätze sammt den gottlosen Leuten; nur die fromme Köchin allein war gerettet worden.

Viele hundert Jahre waren seitdem vergangen und man wußte kaum mehr etwas vom versunkenen Schlosse und die Namen derjenigen, welche es einst bewohnt hatten, waren vergessen. So viel aber war jedem Kinde im Dorfe bekannt, daß viel Gold und Silber auf dem Schloßhügel vergraben sei und daß man diesen Schatz wohl heben könne, wenn man den rechten Schlüssel hiezu finde.

Da waren im Dorfe drei lustige Burschen, welche auch lieber im Wirthshause gesessen, als mit harter Arbeit sich ihr Brod verdient hätten, und denen fiel es einmal ein, sie wollten den reichen Schatz auf dem Hügel in aller Stille heben und dann in die weite Welt gehen und auch die großen Herren spielen anstatt zu Hause hinter dem Pfluge zu gehen und hartes Brot zu essen. Das rechte Mittel dazu hatten sie schon gefunden. Ein steinaltes Männlein, das gar wunderbare Geschichten zu erzählen wußte und viele verborgene Dinge kannte, hatte ihnen ein altes Büchlein mit seltsamen Sprüchen geschenkt und ihnen anvertraut, daß man damit, wenn man es recht zu gebrauchen verstehe, Gold und Silber und reiche Schätze gewinnen könne. Dieß Büchlein nämlich *war ein Gertraudenbüchlein* und wer ein solches Büchlein

hat, der kann sich unsichtbar machen, wenn er es bei sich trägt, und kann den Teufel vergrabene Schätze bringen machen; auch für viele andere Dinge noch soll dieß Büchlein vornehmlich gut sein. An einem Feierabend, als es schon dunkel zu werden begann, gingen nun die drei Burschen auf den Bühl und berathschlagten unterwegs, welchen Teufel sie nun eigentlich beschwören sollten, den Urian, den Belzebub oder den Lurehales. Nach langem Disputiren kamen sie endlich überein den Letzten zu wählen, weil er doch der gemüthlichste sei und nicht so eigennützig, wie die beiden andern, welche schon oft für einen kleinen Liebesdienst auf Erden eine arme Seele für die ganze Ewigkeit haben wollten. So waren sie an die Stelle gekommen, wo der Schatz vergraben sein mußte, und der Aelteste, welcher das Ding am besten verstand, auch sonst der pfiffigste und muthigste unter ihnen war, schlug nun das Gertraudenbüchlein auf und las beim Scheine eines brennenden Holzspahns die wunderkräftigen Sprüchlein, während die beiden andern mit klopfenden Herzen und aufgesperrtem Munde zuhorchten. Kaum war noch das dritte Sprüchlein zu Erde gelesen, so hörte man schon unter seinen Füßen ein furchtbares Geräusch, daß der Leser erschreckt ein paar Schritte zurückwich; die Erde that sich auf, rothe Flammen zuckten empor und Lurehales fuhr aus der Tiefe herauf mit einem großen Sacke, in welchem die Thaler und Goldstücke klingelten. Die drei Burschen wußten nun wohl nichts Eiligeres zu thun, als ihre Hände nach dem goldenen Schatze auszustrecken; aber Lurehales, der nichts vom Hingeben wissen wollte, legte sich den Sack zurecht, setzte sich

darauf und blickte nun die drei Beſchwörer ſo furchtbar an, daß es ihnen eiskalt über den Rücken lief. Da fiel es dem Aelteſten, der auch der Pfiffigſte war, ein, daß man, um den Teufel, den man beſchworen, wieder los zu werden, die Sprüchlein nach rückwärts leſen müſſe. Wie oft er aber auch leſen und weiter zurückleſen mochte, Lurehales blickte nur um ſo wilder drein, ſeine Augen rollten wie Feuerräder in der dunkeln Nacht, und ſeine Zunge hing, wie ein gewaltiger Glühwurm, aus dem weit geöffneten Rachen, der dem Leben der armen Burſchen auf einmal ein Ende machen zu wollen ſchien. Was war nun in dieſer Noth zu thun? Auf die blanken Thaler und goldenen Füchſe, deren Ton ihnen ſo ſüß in die Ohren geklungen, hatten ſie längſt ſchon verzichtet, aber ſelbſt zu entfliehen getrauten ſie ſich nicht. Lurehales aber ſaß ſchweigend auf ſeinem goldenen Stuhle und ſchnitt immer wildere und grauenvollere Geſichter. Als nun ihre Angſt auf das höchſte geſtiegen war, ſieh da kam durch den ſtillen Wald ein frommer Pater daher gewandelt und ging auf ſie zu. Inbrünſtig flehten ſie den frommen Mann an, ſie in dieſer Noth nicht zu verlaſſen. Anfangs wollte nun freilich der Pater von dieſem ſchlimmen Handel nichts wiſſen; als die Burſchen nicht zu bitten aufhörten, machte der Pater Ernſt, fing an zu beten und wies den Schwarzen dorthin, woher er gekommen. Lurehales fuhr willig in den Schlund zurück, aus dem er herausgefahren war. Der ſchwere Sack aber mit den Thalern und Goldſtücken blieb auf der Erde liegen, denn der Pater hatte ſeine Beſchwörung ſchon ſo eingerichtet, daß Lurehales ihn nicht mitnehmen konnte.

Wie die drei Burschen sahen, daß der Teufel davongefahren sei, waren sie seelenfroh, dankten ihrem Helfer und ließen ihm den ganzen Sack allein, denn sie wollten vom »Teufelsgeld« gar nichts mehr wissen. —

Der Pater freute sich aber seines Fundes, und schleppte den vollen, schweren Sack mit Noth und Mühe in's Kloster. Dort ließ er von diesem Gelde gar schöne Bilder malen, die heute noch die Kirche zieren und die frommen Beter erbauen.

16.

Hennenpfösl.

(Verwandt mit Grimms Aſchenputtel B. I. S. 136 und Bechſteins Aſchenbrödel S. 332.)

Es iſt ſchon lange her, da lebte einmal in einem prachtvollen Schloſſe ein Graf mit ſeiner Frau und mehreren Kindern. Die Kinder waren den Aeltern ſo recht ins Herz hineingewachſen und bekamen alles, was ſie nur wünſchten. Nur die jüngſte Tochter, die weit ſchöner war, als alle ihre Schweſtern, konnten der Graf und die Gräfin nicht ausſtehen und thaten ihr Leides an, wo ſie nur konnten. Das that ihr nun recht wehe in ihrem Herzen, und ſie weinte bei Nachtzeit die hellen Thränen auf ihr Bettlein. Wenn ſie dann in der Frühe mit verweinten Augen vor ihren böſen Aeltern erſchien, bekam ſie Scheltworte und Schläge die ſchwere Menge. Das verdroß endlich das Mädchen ſo ſehr, daß es beſchloß die Heimat zu verlaſſen und bei fremden Leuten eine Unterkunft zu ſuchen. »Schlechter,« dachte es ſich, »kann es mir nimmermehr gehen, als hier bei meinen Aeltern, denn weniger *lieb haben kann* mich niemand, als Vater und Mutter!«

Es ging also zu seinem Schranke, packte sich drei schöne Kleider in sein Bündel, ein grünes, ein rothes und ein weißes, legte sich ein kostbares Gewand an, und so machte es sich eiligst aus dem Staube.

Es war ihm recht wohl, als es einmal die unliebe Heimat eine gute Strecke hinter sich sah, und immer froher und flinker ging es seines Weges. Bald kam ein Bauernweib daher, das hatte ärmliche Kleider an, die alt und zerlumpt aussahen. »Wollt ihr nicht mit mir Gewand tauschen?« redete die Grafentochter das Bauernweib an. Dieses meinte, das schöne Mädchen sei leichtsinnig und wolle nur arme Leute zum Besten haben, schaute ihm daher ernst ins Angesicht und wollte frisch vorwärts gehen. Die Grafentochter aber betheuerte, daß es ihr voller Ernst sei, und da schlug das Bauernweib keinen Handel mehr aus, sondern gab seine Kleider her und legte sich das herrliche Gewand des schönen Mädchens an. Dieses hüllte sich nun in die ärmlichen Kleider des Bauernweibes und ging vergnügt wieder vorwärts.

Es dauerte nicht lange, da stand es vor einem steilen Felsen, von dem ein großes, großes Schloß ins Thal herabschaute. »Wer weiß,« dachte sich das Mädchen, »ob ich im Schlosse nicht zu etwas zu brauchen bin, wofür ich mein Brot verdienen kann?« Weil am Fuße des Felsens eine Höhle war, trug es sein Bündel in dieselbe, versteckte es dort und nachdem es so sein Hab und Gut aufgehoben hatte, stieg es wohlgemuth auf einem engen Pfade zum Schlosse hinauf. Es zog nun ganz leise an der Klinke und bald ging die Thüre auf und der Schloßvogt trat heraus. Dieser war ein gar

finsterer Mann, und fragte das Mädchen mit barschen Worten, was es wolle. Die Grafentochter, wie sie den finstern Mann sah und die barschen Worten hörte, wurde fast ein wenig verzagt und antwortete schüchtern: »Ich möchte einen Dienst bekommen; sind denn in dem Schlosse hier alle Plätze schon besetzt?«

»Wirst schon wieder abziehen müssen,« erwiderte der Vogt, »da stehen wir auf dich nimmer an, denn es ist alles schon besetzt. Aber richtig, das Hennenpfösl*) ist uns neulich durchgegangen und wenn du etwa an seine Stelle treten willst, kannst du meinetwegen hier bleiben.«

»Ei,« erwiederte das Mädchen mit Freude, »wenn ich nur einen Dienst bekomme, so will ich mirs nicht zu schlecht sein lassen, die Hähnchen und Hühnchen zu hüten und zu füttern.«

Nun wurde die Grafentochter in das Schloß gelassen und das Geflügel wurde ihrer Obsorge überlassen. Sie verrichtete fleißig ihre Arbeiten und war bei dem Gackern der Hennen viel fröhlicher als daheim bei den Scheltworten der Aeltern.

Der Besitzer des Schlosses war noch unverheirathet und dachte daran sich eine Braut zu wählen. Er veranstaltete daher einen glänzenden Ball, wozu er alle Herren, Frauen und Fräulein aus der ganzen Nachbarschaft einlud, und das schönste von allen Fräulein wollte er sich dann zur Frau

*) Hennenpfösl bedeutet in Passeier, wo das Märchen erzählt wird, Hennendirne.

nehmen. Wie nun der Tag des Festes herankam, da zogen viele Ritter und Grafen mit ihren Frauen und Töchtern in das Schloß. Da war ein Hin- und Wiedergehen in den Säken, ein Glänzen und Glitzern an den Kleidern, daß einem Hören und Sehen verging. Bald begann die Musik, und wie das Hennenpfösl die Hörner und Trompeten hörte, da konnte es sich nimmer halten, sondern ging zum Pförtner und bat ihn um die Erlaubniß, nur auf einige Augenblicke in den Ballsaal treten zu dürfen. »Was denn etwa nicht noch?« erwiederte zornig der Pförtner, »so ein schmutziges Ding wird man zu den vornehmen Leuten in den Saal lassen. Bist du denn nicht gescheidter?«

»O ihr braucht euch meiner nicht zu schämen,« antwortete etwas schnippisch das Mädchen, »ich will mich schon reinigen und putzen, bevor ich in den Saal gehe, dann laßt ihr mich aber hinein, nicht wahr?«

»Ja nun, so sollst du halt deinen Vorwitz büßen und auf einen Augenblick hineinkommen.«

Das Hennenpfösl eilte nun freudig davon, putzte und reinigte sich, ordnete sich das goldgelbe Haar zu schönen Flechten und lief dann den Schloßberg hinab zu jener Höhle, wo es sein Hab und Gut verborgen hatte. Es öffnete nun das Bündel und nahm das himmelblaue Gewand heraus. Dieses that es sich an, den armseligen Bauernkittel aber ließ es in der Höhle liegen. Nun stieg Hennenpfösl wieder zum Schlosse hinauf und trat in den herrlich beleuchteten Saal. Eben fingen die Musikanten an zu einem neuen Tanze aufzuspielen und die Herren suchten sich neue Tänzerinnen. Wie

der Schloßbeſitzer die Jungfrau im blauen Gewande eintreten ſah, eilte er auf ſie zu, denn ſie war bei weitem die ſchönſte unter allen Mädchen, die beim Balle zugegen waren. Er tanzte nun mit ihr und während des Tanzes ſchaute er ihr immer in die ſchönen blauen Augen, und er konnte ſich nicht ſatt daran ſehen. Aber kaum war dieſer Tanz vorbei, ſo war die ſchöne Jungfrau ſchon zur Thüre hinausgeflogen, und niemand wußte zu ſagen, wer oder woher ſie ſei. Das that dem Schloßherrn ſehr wehe, und während des ganzen Balles konnte er nimmer fröhlich ſein. Hennenpfösl aber war indeß wieder zur Höhle hinabgelaufen, hatte das himmelblaue Kleid ausgezogen und den armſeligen Bauernkittel angethan und war ſo in die Burg zurückgekehrt.

Der Schloßherr dachte von nun an immer nur an die ſchöne Jungfrau im blauen Kleide und wie er dieſelbe erfragen und zur Braut bekommen könnte. Er gab daher bald wieder einen glänzenden Ball in der Hoffnung, die ſchöne Jungfrau möchte auch dießmal erſcheinen, und daß ſie ihm nimmer entrinnen könne, gab er den Wächtern den Auftrag, niemanden aus dem Schloſſe zu laſſen. Wie das Hennenpfösl die Tanzmuſik hörte, da hatte es wieder keine Ruhe, ſondern ging zum Pförtner und bat ihn um die Erlaubniß, auf einige Augenblicke in den Ballſaal treten zu dürfen. »Ihr braucht euch nicht zu ſchämen,« ſagte es, »ich will mich ſchon reinigen und putzen, bevor ich in den Saal gehe.« Der Pförtner gab ihm die Erlaubniß und Hennenpfösl eilte freudig davon, putzte und reinigte ſich, ordnete ſich das goldgelbe Haar zu ſchönen Flechten und lief dann den Schloßberg hinab zu jener Höhle,

wo es sein Hab und Gut verborgen hatte. Es öffnete sein Bündel und nahm das rosenrothe Gewand heraus. Dieses that es sich an, den armseligen Bauernkittel aber ließ es in der Höhle liegen. Nun lief Hennenpfösl wieder zum Schlosse hinauf und trat in den herrlich beleuchteten Saal.

Wie der Schloßbesitzer die schöne Jungfrau eintreten sah, erkannte er sie sogleich wieder, eilte auf sie zu, nahm sie bei der Hand und führte sie zum Tanze. Kaum war der erste Tanz vorbei, so flog die schöne Jungfrau zur Thüre hinaus, unter die Wächter aber, die sie zurückhalten wollten, warf sie Geld aus, und während sie das Geld auflasen, war Hennenpfösl schon auf und davon und lief zur Höhle hinab. Hier zog es das rosenrothe Kleid aus, that sich den armseligen Bauernkittel an, und kehrte so in die Burg zurück.

Der Besitzer des Schlosses aber wurde mißgestimmt und traurig, weil ihm niemand sagen konnte, wer oder woher die schöne Jungfrau sei. Immer und immer dachte er nur an sie, und seine einzige Sorge war, wie er sie erfragen und zur Braut bekommen könnte. Er gab daher zum dritten Male einen glänzenden Ball, in der Hoffnung, die schöne Jungfrau möchte auch dießmal wieder erscheinen.

Wie das Hennenpfösl die Tanzmusik hörte, hatte es wieder keine Ruhe, sondern ging zum Pförtner, und bat ihn um die Erlaubniß, auf einige Augenblicke in den Ballsaal treten zu dürfen.

»Ihr braucht euch nicht zu schämen,« sagte es, »ich will mich schon reinigen und putzen, bevor ich in den Saal gehe.«

Der Pförtner gab ihr die Erlaubniß, und Hennenpfösl eilte freudig davon, putzte und reinigte sich, ordnete das goldgelbe Haar zu schönen Flechten, und lief dann den Schloßberg hinab zu jener Höhle, wo es sein Hab und Gut verborgen hatte. Es öffnete sein Bündel, und nahm das weiße Gewand heraus. Dieses that es sich an, den armseligen Bauernkittel aber ließ es in der Höhle liegen. Nun stieg Hennenpfösl wieder zum Schlosse hinauf und trat in den herrlich beleuchteten Saal. Wie der Schloßbesitzer die schöne Jungfrau sah, erkannte er sie sogleich wieder, eilte auf sie zu, nahm sie bei der Hand, und führte sie zum Tanze. Während des Tanzes steckte er ihr heimlich einen goldenen Ring an den Finger, als aber der erste Tanz vorbei war, flog die schöne Jungfrau zur Thüre hinaus, warf unter die Diener, die sie zurückhalten wollten, Geld aus, und während sie das Geld auflasen, war Hennenpfösl schon auf und davon und lief zur Höhle hinab. Hier zog es das weiße Gewand aus, that sich den armseligen Bauernkittel an, und kehrte in die Burg zurück.

Eines Tages befahl der Schloßherr seiner Köchin, auf Mittag Strauben zu kochen. Als die Köchin die Strauben buck, war Hennenpfösl gerade in der Küche und rührte einen Hennenkoch. Wie es das Schmalz in der Pfanne brodeln hörte, schaute es, was es gebe, und da es die Köchin Strauben backen sah, bat es dieselbe, sie möchte ihm doch erlauben eine einzige Straube für den Schloßherrn zu backen. Die Köchin wollte anfangs nicht »Ja« sagen, als aber Hennen-

pfösl nicht nachgab, ſo gab ſie ihm endlich die Erlaubniß eine Straube zu backen.

Hennenpfösl ließ nun den Teig zu der Straube in das brodelnde Schmalz laufen, und als die Köchin einen Augenblick wegſchaute, warf es auch den Ring, den ihm der Schloßherr an den Finger geſteckt hatte, in den Teig und buck ihn ein.

Mittags wurden die Strauben aufgetragen und der Schloßherr aß mit großem Appetit, denn es war ſeine Leibſpeiſe. Als er die erſte Straube gegeſſen hatte, nahm er die zweite heraus und dann die dritte, und wie er dieſe auseinanderriß, guckte ein Ring heraus. Er ſchaute das goldene Reiflein genau an und war wie vom Himmel gefallen, als er ſah, daß es kein anderes ſei, als jenes, welches er der ſchönen Jungfrau an den Finger geſteckt hatte. Augenblicklich ließ er die Köchin vor ſich kommen, und fragte ſie, wer die Strauben gebacken habe. Die Köchin aber wollte nicht ſagen, daß ſie das ſchmutzige Hennenpfösl ins Kochen hatte hineinpfuſchen laſſen, und behauptete kurzweg, ſie ſelbſt habe alle Strauben gebacken, vom erſten bis zum letzten. Der Schloßherr aber gab nicht nach und drohte ihr ſogar mit Blut und Leben, wenn ſie nicht bekennen würde, wer denn die Strauben gebacken habe. Sie geſtand endlich ein, daß das Hennenpfösl nicht nachgegeben habe, und da habe ſie ihm erlaubt, eine Straube zu backen.

Wie der Schloßherr das hörte, ließ er das Hennenpfösl rufen, dieſes aber putzte ſich recht hübſch auf und trat in das Zimmer. Auf den erſten Blick erkannte der Schloßherr im

Hennenpfösl die schöne Jungfrau, die im himmelblauen, dann im rosenrothen, dann im weißen Kleide zum Balle gekommen war, und um derenwillen er so viel Herzenspein hatte erdulden müssen. Er stand rasch von seinem Sitze auf, nahm die erröthende Jungfrau bei der Hand und sagte: »Du bist meine Braut!«

In wenigen Wochen wurde Hochzeit gehalten, und dabei wurde musicirt und getanzt und gegessen, daß es eine Art hatte.

17.

Der Krämer.

Ein Krämer war in die Stadt gegangen und wollte im Wirthshause, in dem er gewöhnlich ankehrte, eine Herberge finden. Allein da waren alle Zimmer schon besetzt und in der Schenkstube und auf den Gängen schwärmte es, wie in einem Bienenstocke. Der Wirth war, als er den Krämer sah, in der größten Verlegenheit, denn er wollte den alten Stammgast nicht aus dem Hause lassen und im Hause stand kein Fleck Boden mehr zu Gebote.

»Ja,« fing er an, »heute ist Alles so überfüllt, daß ich nicht weiß, wo ich Euch hinthun soll. Es ist kein Zimmer mehr leer, als Eines, aber in das mag ich euch nicht thun, weil es darin unheimlich ist.«

»Ach, was unheimlich! Wenn ich nur ein ordentliches Bett habe und einmal auf dem Ohr liege, weckt mich weder Geist noch Gespenst. Bettet mich nur in das Zimmer hinüber.« —

Dem Wirthe war nun ein Stein vom Herzen genommen. *Er sagte es dem* Hausmädl und es machte dem Krämer ein

Bett zurecht. Dieſer ſaß aber in der Schenkſtube bei ſeinem Seidel Etſchläuderwein und war guter Dinge. Als aber das Pechmannl kam, *) nahm er das Licht und ging auf ſein Zimmer. Dort legte er ſich ins Bett und ſchlief, weil er müde war, bald ein. Er mochte etwa zwei Stunden geſchlafen haben, als es vor der Thür plötzlich laut wurde und der Krämer in ſeinem ſüßen Schlafe geſtört wurde. Er richtete ſich im Bette nun auf und ſchaute auf die Thüre hin. Wie ſtaunte er aber, als ſich dieſe trotz des vorgeſchobenen Riegels öffnete und ein altes Männchen mit einem langen grauen Barte ins Zimmer trat! Es ging zu einer Wand hin, zog aus ſeiner Taſche einen Schlüſſel hervor und öffnete damit einen verborgenen Wandkaſten. Im Kaſten war ein Raſierzeug und dieſes nahm das Männchen heraus, rieb Seife ins Waſſer und winkte dann dem Krämer, er ſolle kommen. —

Den Krämer gruſelte nun wohl ein bischen, er ſtieg aber dennoch aus dem Bette, zog ſich die Hoſen an und ſetzte ſich auf den, vom Männchen ihm angewieſenen Seſſel. Dann nahm das Männchen die Seife und das Waſſer, ſeifte des Krämers Bart ein und als dieſes geſchehen war, nahm es das Scheermeſſer und barbierte den Krämer, daß auch kein einziges Härchen mehr am Geſichte ſitzen blieb. Nun packte das Männchen das Zeug zuſammen, blickte dann den Krämer traurig an und ſchickte ſich zum Gehen an. —

Der Händler war aber ein geſcheidter Mann und dachte ſich, ich habe immer gehört, man ſolle Gleiches mit Gleichem

*) Als er ſchläfrig wurde.

vergelten. Er ſagte nun zum Männchen, es ſolle ſich ſetzen, und das Männchen willfahrte ihm. Dann packte er das Raſierzeug aus, nahm Seife und Waſſer, ſeifte den langen, grauen Bart des Männchens ein und raſierte ihn ſo glatt, daß kein einziges Härchen mehr am Geſicht ſaß. Dann packte er das Zeug genau ſo, wie es früher war, zuſammen und legte es auf den Tiſch. —

Das Männchen war, als es ſich barbiert ſah, gar froh, lächelte und nickte dem Krämer zu, als ob es danken wollte. Dann ſchickte es ſich zum Weggehen an, gab aber dem Krämer zuvor den Schlüſſel zum Wandkaſten.

Der Händler öffnete nun den Kaſten und fand dort einen elend großen Schatz. Er war nun ein gar reicher Herr und wurde ein großer Kaufmann, wie man keinen zweiten im ganzen Lande fand.

18.

Starker Hanſl.

Vor langer, langer Zeit lebte einmal ein Bauer und dieſer hatte drei Söhne. Einer von dieſen hieß Hans und war ſo ſtark, daß er Alles, was ihm in den Weg kam, zu Grunde richtete und deßhalb hieß er nur der ſtarke Hanſl. Der Vater konnte ihn nicht mit den zwei andern Söhnen aufs Feld hinausſchicken, um dort das Vieh zu hüten, dem Hanſl hätte die Heerde bis auf das letzte Stück zu Grund gerichtet. Nur zu einem Dienſte konnte man Hans verwenden: man brauchte ihn dazu, das Eſſen den Arbeitern auf's Feld hinauszutragen, aber auch das währte nicht ewige Zeiten. — Bald verwarf er im Uebermuthe das Eſſen, bald trug er es an das unrechte Ort, bald verzehrte er die für Andere beſtimmten Speiſen und kam, ohne ein Bischen Brot mit ſich zu tragen, zu den hungernden Leuten auf den Acker. Einmal ſollte er wieder das Eſſen auf die Wieſe hinaus tragen, wo die Brüder »heuten.« Hanſl nahm den Topf Speiſen und trollte wohlgemuth mit weit aufgeſperrtem Munde durch die Felder und Wieſen und wußte ſelbſt nicht, was und woran er dachte.

Es dauerte aber nicht gar lange, da bekam er Hunger und setzte sich auf einen Stein, der am Wege stund und den Wanderern oft zu Rast diente. Hansl aß sich satt und als er den kleinen Rest der Speisen sah, meinte er, es wäre nicht der Mühe werth, ihn weiter zu tragen, und schüttete ihn den Geislein vor, die auf der Wiese neben dem Steige grasten oder lagen. Die Geislein machten sich ganz lustig über die seltene Kost her und aßen und käueten nach Herzenslust. Als aber Hansl die lieben Thierlein so munter käuen sah, glaubte er, sie spotteten seiner, wurde erbost und schnitt in seinem Ingrimme jedem Geislein das halbe Maul fort. Hansl lachte, wie die armen Thiere so blateten, und meinte schadenfroh: »ich hätt's euch wohl gemacht« und kehrte wieder heim.

Als Hansl zu Hause angekommen war, erzählte er seinem Vater mit der größten Freude, wie er's den bösen »Vichern« gemacht habe. Als der alte Vater dieß hörte, wurde er verzagt und wußte nicht, was er mit dem dummen, starken Hansl anfangen sollte. Endlich fiel ihm ein, er könnte den Buben wohl in den Wald schicken, bei den Bären und Wölfen würden demselben die »Flausen« schon vergehen. Gedacht, gethan.

»Hansl, jetzt kannst in den Wald hinaus gehen, Brügel aufladen und heimführen,« sagte der Vater.

Ohne ein Wort zu erwidern, ging Hansl in die Schupfen, zog den großen Leitermagen heraus, spannte die zwei Ochsen an und fuhr gegen den Wald. Im Walde lud er so viel Holz auf, als gehauen war. Als der Wagen ganz geladen war,

wollte er nach Hauſe fahren und trieb mit Hio, Hio und Peitſchengeknalle die Ochſen zum Ziehen an. Die armen Zugthiere thaten ihr Möglichſtes, griffen aus und zogen an — allein der Wagen war zu überladen und wich keine Handbreit von der Stelle.

Hanſl war darüber zornig und erſchlug beide Ochſen und band ſie, daß ſie alle Viere in die Höhe ſtreckten, auf die Bäume, die nach Hauſe geführt werden ſollten. Der Wagen war nun noch ſchwerer geladen und Niemand da, der ihn weiter gezogen hätte. Was hat nun Hanſl gethan? Hanſl ließ das Fuhrwerk ſtehen und ging tiefer in den Wald, wo die Bären hauſten. Dort fing er einen ſtattlichen Brummelbären ein und führte ihn an einem Seile zum Wagen, ſpannte ihn vor und machte ihn ziehen. Weil aber die Laſt für den Bären allein zu ſchwer war, half er ſelbſt dem Braun und ſo ging das Fuhrwerk ſeiner Wege und kam nach Hauſe.

Als der Vater das ſeltſame Geſpann und die todten Ochſen ſah, wußte er nicht, was er mit dem Buben anfangen ſollte, um ſeiner los zu werden. Als Hanſl abgeleert und den Bären ausgeſpannt hatte, ging er in die Stube und aß dort nach »Ungnaden.« Dem Vater war indeß ein Weg eingefallen, um ſich von Hanſl zu befreien, und er ſagte zu ihm: »Hanſl ich brauche ein Teufelshaar, morgen mußt du in die Hölle gehen und eines holen.«

»Warum nit?« meinte Hanſl und ging in ſeine Kammer und ſchlief und ſchnarchte die ganze Nacht durch, denn das Tagewerk hatte ihn müde gemacht. —

Des andern Tages machte ſich Hanſl in aller Frühe auf den Weg zur Hölle. Wohlgemuth, als ob er aufs Mahd zöge, wanderte er bergab durch den dunkeln Wald und kam immer tiefer und tiefer. Er hatte ſchon eine ziemliche Strecke im Rücken, als ihm ein bärtiger Mann begegnete, der grün, wie ein Jäger, gekleidet war und zwei rothe Federn auf dem Hut hatte.

»Weß Weges, Landsmann, ſchon ſo frühe?« fragte der Fremde.

»Ja ich muß in die Hölle, um vom Teufel ein Haar zu holen,« erwiederte Hanſl.

»Gerade recht, daß du mir begegneteſt,« fuhr der Jäger fort. »Wenns nur das iſt, brauchſt nicht ſo weit zu gehen, denn ein Teufelshaar kann ich dir auch geben.«

»Das wäre mir gar gelegen, ich könnte dann früher nach Haus und die Füße hätten auch nichts dagegen,« meinte Hanſl.

Der Jäger fuhr weiter: »Ich gebe dir ein Haar, aber wohlgemerkt! nur unter drei Bedingungen. Wenn du dieſe erfüllſt, bekommſt du das Haar, ſonſt biſt du mit Kopf und Schopf mein!«

Hanſl war mit dem Antrage einverſtanden und freute ſich, daß er ſo leichten Kaufes zum Teufelshaare kommen würde. —

Der Teufel holte nun unter einem Steine einen ſchweren, ſchweren eiſernen Hammer hervor und ſprach: »Ich werfe dieſen Hammer bis zu den Wolken hinauf, du mußt ihn auch, aber noch höher werfen, ſonſt biſt du mein.«

19.

St. Petrus.

Als unser Herrgott noch auf Erden wandelte, ging er einmal durch ein schönes, weites Thal. Er war sonst allein, nur der heilige Petrus begleitete ihn. So wanderten sie den ganzen Vormittag; Christus sprach in Parabeln und der Apostel hörte zu. Als aber die Mittagsstunde gekommen war und es auf den Hütten zu Mittag läutete, da war dem St. Petrus die Aufmerksamkeit vergangen, denn die Magenuhr ließ ihm keine Ruhe mehr und der Hunger rief immer: Es ist Zeit zum Essen. —

Der liebe Heiland merkte bald, wo seinen Jünger der Schuh drückte, und sprach zu ihm: »Siehst du da drüben aus dem Kamin den Rauch aufsteigen? — Es dampft und raucht so stark, daß wohl etwas Besseres dort gekocht wird. Gehe hinüber und bitte die Bäurin für dich und mich um einen Kuchen, denn es hungert uns.« —

St. Petrus ließ sich das nicht zweimal sagen. Er ging zum Bauernhofe hin und fand die Bäurin gerade in der Küche, wo sie Kuchen buck. Sie war ein gar mildthätiges Weib und gab dem bittenden Apostel anstatt zweier Kuchen ihrer drei. —

Das gefiel dem Hungerigen und er dachte: »Den dritten kannst du für dich allein behalten.« Er nahm den dritten unter die Achsel und verbarg ihn.

So kehrte er nun zum göttlichen Meister, der auf einem Steine saß und seiner harrte, zurück und zeigte ihm die zwei Kuchen. Der Heiland wußte wohl um den dritten, den Petrus verborgen unter der Achsel hielt, verlor aber kein Wort darüber. Er nahm den einen Kuchen und den andern ließ er dem Petrus. So aßen sie nun und stillten sich den Hunger. Als sie aber die Kuchen verzehrt hatten, sprach der göttliche Lehrer: »Der himmlische Vater hat uns gespeist, wir wollen ihm nun auch danken und weil er heute mit uns besonders gut war, wollen wir mit ausgespannten Armen zu ihm beten.«

Christus kniete nun nieder, breitete seine Arme aus und betete. Und Petrus mußte es, weil es sein Meister that, auch thun. Wie er aber die Arme ausbreitete, fiel der verheimlichte Kuchen zu Boden. Da wurde der Apostel vor Scham feuerroth. Und so wird es auch dir gehen, mein Kind! wenn du Dinge verheimlichst und sie dann aufkommen.

19.

St. Petrus.

Als unser Herrgott noch auf Erden wandelte, ging er einmal durch ein schönes, weites Thal. Er war sonst allein, nur der heilige Petrus begleitete ihn. So wanderten sie den ganzen Vormittag; Christus sprach in Parabeln und der Apostel hörte zu. Als aber die Mittagsstunde gekommen war und es auf den Hütten zu Mittag läutete, da war dem St. Petrus die Aufmerksamkeit vergangen, denn die Magenuhr ließ ihm keine Ruhe mehr und der Hunger rief immer: Es ist Zeit zum Essen. —

Der liebe Heiland merkte bald, wo seinen Jünger der Schuh drückte, und sprach zu ihm: »Siehst du da drüben aus dem Kamin den Rauch aufsteigen? — Es dampft und raucht so stark, daß wohl etwas Besseres dort gekocht wird. Gehe hinüber und bitte die Bäurin für dich und mich um einen Kuchen, denn es hungert uns.« —

St. Petrus ließ sich das nicht zweimal sagen. Er ging zum Bauernhofe hin und fand die Bäurin gerade in der Küche, wo sie Kuchen buck. Sie war ein gar mildthätiges Weib und gab dem bittenden Apostel anstatt zweier Kuchen ihrer drei. —

Das gefiel dem Hungerigen und er dachte: »Den dritten kannst du für dich allein behalten.« Er nahm den dritten unter die Achsel und verbarg ihn.

So kehrte er nun zum göttlichen Meister, der auf einem Steine saß und seiner harrte, zurück und zeigte ihm die zwei Kuchen. Der Heiland wußte wohl um den dritten, den Petrus verborgen unter der Achsel hielt, verlor aber kein Wort darüber. Er nahm den einen Kuchen und den andern ließ er dem Petrus. So aßen sie nun und stillten sich den Hunger. Als sie aber die Kuchen verzehrt hatten, sprach der göttliche Lehrer: »Der himmlische Vater hat uns gespeist, wir wollen ihm nun auch danken und weil er heute mit uns besonders gut war, wollen wir mit ausgespannten Armen zu ihm beten.«

Christus kniete nun nieder, breitete seine Arme aus und betete. Und Petrus mußte es, weil es sein Meister that, auch thun. Wie er aber die Arme ausbreitete, fiel der verheimlichte Kuchen zu Boden. Da wurde der Apostel vor Scham feuerroth. Und so wird es auch dir gehen, mein Kind! wenn du Dinge verheimlichst und sie dann aufkommen.

20.

Die zwei Jäger.

Es waren einmal zwei verabschiedete Kaiserjäger, die in ihre Heimath zurückkehrten und verabredet hatten, immer bei einander zu bleiben und Alles redlich zu theilen. Der eine von ihnen war krumm, denn es war sein Fuß in einer Schlacht beschädigt worden. Der andere aber war ein gerader, flinker Bursche.

»Ha ich kann wohl vorausgehen, der krumme Schellunter wird mich wohl einholen, wenn ich im Walde übernachten werde,« dachte sich der Gerade, sagte es dem Kameraden, dem diesen Vorschlag ganz einging, und machte sich voraus. Er wanderte nun schnell und rasch seinen Weg und konnte bald seinen frühern Begleiter in der Ferne nicht mehr sehen. Als es Abend war und es schon zu dunkeln begann, war der Gerade auch müde und legte sich im Walde unter einer bebarteten, riesigen Fichte nieder, um dort die Nacht durch sich auszuruhen. Er war bald eingeschlafen und hatte schon ein gutes Stück geträumt, als er plötzlich — es war gerade Mitternacht — durch ein nie gehörtes furchtbares Geräusch aus seinem Schlummer aufgeschreckt wurde.

Der Jäger rieb ſich den Schlaf aus den Augen, kehrte ſich unwillig um und ſchaute zum Baume empor, auf dem er zu ſeinem Schrecken drei leibhaftige Teufel mit hellflackernden Pechfackeln ſitzen ſah. »Das iſt kein Spaß mehr, mit den Teufeln die Nachtherberge theilen,« dachte ſich anfangs der Erwachte; doch bald faßte er ſich und harrte der Dinge, die da kommen würden. Er legte ſich wieder auf ein Ohr und hielt ſich mäuschenſtill und horchte auf das, was die ſchwarzen Höllenwirthe auf den knarrenden Aeſten droben ſprachen.

»Was freut dich am meiſten?« fragte ein Teufel den andern.

»Mich freut am meiſten der Kaufmann, der die giftige Krankheit hat und dem Niemand zu helfen weiß. Der Kerl verzweifelt faſt, weil er von ſeinem Gelde ſoll.«

»Und thät nichts mehr nützen?« fragte der Dritte.

»Pah,« antwortete der Befragte. »Wenn man ein giftiges Thier unter ſeine Bettſtätte ſtellen würde, wäre ihm gleich geholfen. Allein dieſes weiß Niemand und ſo muß der geitzige Filz vielleicht morgen ſchon in meinen Rachen.«

»Und was gefällt dir am Beſten?« fragte dieſer den Vorredner.

»Mir! — nun der Barbier, der ſchwer krank darnieder liegt und der vor dem Tode zappelt, wie ein Fiſch am Angel. Der kommt mir nicht mehr aus und iſt ein fetter Biſſen.«

»Und wäre ihm nicht zu helfen?«

»Ja wohl. Aber die Leute wiſſen es nicht. In der »Ritſche« gerade vor dem Hauſe des Kranken ſitzt eine Schildkröte. Wenn man dieſe mit einer Angel, deren Widerhacken goldene

Spitzen haben, fangen und den Kranken mit ihrem Fette auf der Bruſt ſchmieren würde, würde er geſund werden. Allein es hilft ihm Nichts, denn keine ſterbliche Seele weiß dieſes Mittel und der Fettwanſt kommt dieſer Tage noch in die hölliſche Küche. —

»Und was freut dich an meiſten?« wandten ſich die zwei Schwarzen an den dritten Geſellen.

»Das iſt eine Frage,« antwortete mit grinſendem Lachen der dritte. »Was ſollte mir einen größeren Spaß machen, als der tolle König, der noch vor Aerger und Zorn ſich ſelbſt verzehrt und ein königlicher Braten für unſer einen wird? Da war ihm die alte Königsſtadt zu ſchlecht und er mußte ſich eine neue aus Gold und Marmor bauen. Die Stadt iſt nun vollendet und er ſtolzirt durch die ſchönen breiten Gaſſen und ſtaunt die herrlichen Paläſte an — aber Eines hat er vergeſſen: in der ganzen Stadt iſt kein Brunnen und Menſchen und Thiere müſſen erdürſten. Jetzt hat er deßhalb keine Raſt und Ruhe und verzehrt ſich im ſtillen Aerger und Niemand kann ihm helfen, wenn er auch dem Entdecker eines Waſſers die Hand ſeiner Tochter und die Nachfolge auf dem Throne verſprochen hat. Und es wäre ſo leicht zu helfen, du brauchteſt nur den großen Stein auf dem Burgplatze von der Stelle zu heben und es ſpringt Waſſer, daß die halbe Stadt darin erſaufen könnte.« —

Die Teufel ſprachen noch mancherlei, allein der Jäger hatte genug. Er merkte ſich dieſe drei Dinge recht gut und hielt ſich fein ſtille, daß kein Schwarzer ſeiner inne wurde. So dauerte es bis zum Morgen. Als es aber im Oſten zu

dämmern und aus dem alten grauen Kloſter im Thale drunten das Aveglöcklein zu klingen begann, löſchten die drei ihre Fackeln, breiteten ihre Fledermausflügel aus und flogen mit wildem Flügelſchlage von dannen. —

Als der Jäger dieſes geſehen hatte, beſann er ſich auch nicht mehr lange, machte ſich auf die Beine und wanderte luſtig ſeines Weges dem Ausgange des Waldes zu. Er mochte zwei Stunden gegangen ſein, als ſich das Dickicht zu lichten begann und vor ſeinen Augen eine ſchöne Stadt lag. —

Die Stadt war aber dieſelbe, in welcher der Kaufmann, von dem die Teufel geſprochen, auf dem Todtbette lag. Der Jäger hatte dieſes bald erfahren und ging mit einer Viper, die er in einer Grube vor der Stadt gefunden hatte, in das ſtattliche Haus des reichen Kaufherren, wo es gar trübe und traurig ausſah, weil der Herr dem Tode ſo nahe war.

»Wohnt nicht hier der kranke Kaufherr?« fragte der Jäger einen Bedienten, der mit einer vollen Schale an ihm vorüber eilte.

»Ja,« erwiderte mürriſch der Angeſprochene. »Was willſt du mit meinem Herren? Packe dich, du Bettlerhund! — Der Herr kann nicht mehr geben.«

»Helfen wollte ich ihm,« antwortete der Jäger.

»Was, du wollteſt ihm helfen?« entgegnete der Diener. Alle Doctoren von »Weit und Breit« waren hier und konnten die Sache nicht anders machen, und du ſollteſt?« —

»Ja ich will es, weil ich es kann,« ſprach mit Entſchiedenheit der Jäger.

entdecken würde, zu verſprechen. Allein auch dieſes war umſonſt.

Nun grämte ſich der König Tag und Nacht, denn ſeine neugebaute Stadt, die ſein Stolz war, entvölkerte ſich mehr und mehr, weil Niemand in dem waſſerloſen Gebiete wohnen wollte.

Als der Jäger in die Stadt gekommen war, ließ er ſich gleich beim Könige anmelden, der wieder heiter wurde, als er vom Ankömmlinge und deſſen Vorhaben hörte. Der König ließ den Fremden gleich vor ſich und nahm ihn recht freundlich auf und verſprach ihm die Hand ſeiner Tochter, wenn er der Stadt einen Brunnen ſchaffen würde. —

Der Jäger ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen und ging hinunter auf den Burgplatz und wälzte den Stein, der ſich dort fand, von der Stelle. Und ſieh! Es begann darunter zu quillen und zu ſprudeln und das klarſte Waſſer perlte empor und wallte dichter und dichter, ſo daß ein tüchtiger Quell nun auf dem Stadtplatze ſprudelte. —

Der König ſtand droben auf dem Söller und als er dieſes ſah, war er faſt außer ſich vor Freude und eilte dem Brunnenfinder entgegen und drückte ihn in Luſt und Liebe an ſein Herz. Und als er ihn ſo freundlich empfangen und ihm gedankt hatte, führte er ihn in die Gemächer, wo ſeine Tochter wohnte, und ſtellte ihr ihren Bräutigam vor. Der Jäger war ein ſchmucker Burſche und gefiel der Princeß ſo, daß ſie am ſchönen Manne ihre Freude hatte.

Der König ließ ſeine Herolde rufen und ſandte ſie durch alle Gaſſen und Straßen, um die Hochzeit ſeiner Tochter dem

Volke kundzuthun und den Jäger als Mitregenten auszurufen. Die Herolde zogen mit ihren Posaunen aus und wo sie hinkamen, herrschte die tollste Freude und in der ganzen Stadt wurde ein großes Fest gefeiert, von dem die Einwohner jetzt noch zu erzählen wissen. —

Der Jäger und die schöne Königstochter hatten noch am selben Tage Hochzeit im goldenen Thronsaale und da herrschte eine solche Pracht, daß kein Auge sich satt sehen konnte. Da floß der Wein aus silbernen Bronnen und die köstlichsten Braten wuchsen wie aus der Erde. Das gekrönte Brautpaar saß ganz selig auf dem Throne droben und als das Mahl geendet war, begann es den Tanz so leicht und fein, daß man sie für Elfen gehalten hätte. Das Fest dauerte bis morgens und dann ging man freudig und froh auseinander.

Der Jäger war nun König und hatte die schönste Frau weitum in allen Landen und lebte geliebt und glücklich. —

Alle Morgen ging er im großen, schönen Garten spazieren und da durfte kommen wer wollte und ihm sein Anliegen vortragen. Eines Tages ging der junge König wiederum spazieren und da kam zu ihm ein Bettler, der krumm war, und bat ihn um ein Almosen. Der König gab ihm einen neuen funkelnden Thaler und der Krumme hinkte dankſagend von dannen. —

Der König ging auch seine Wege und dachte nicht weiter des Bettlers, dem er den Thaler gegeben.

Nach zwei Tagen, als der König wieder lustwandelte, kam der Bettler wieder und bat um einen Liebespfennig.

»Hast du nicht erst neulich einen Thaler bekommen? Und heute kommst du schon wieder,« fragte barsch der König.

»Ja wol, Herr König!« erwiderte der Angefahrene, »allein ich habe den ganzen Thaler bei Putz und Stiel verbraucht und habe doch versprochen mit meinem Kameraden das Erworbene treu und redlich zu theilen. Deßwegen muß ich noch um einen Thaler bitten, der wird aber dem Kameraden aufbehalten.« —

Der König war über diese Rede des Bettlers nachdenkend geworden, denn ihm kam die Stimme desselben so bekannt vor und die Züge desselben mahnten ihn immer deutlicher an seinen verlornen Gefährten.

»Und wo weilt dein Kamerad?« forschte sinnend der König.

»Ja das weiß ich selbst nicht,« entgegnete der Befragte. »Er ist mir einmal vorausgegangen in den Wald und seitdem konnte ich kein Sterbenswörtchen mehr von ihm erfahren, aber was ich mit ihm ausgemacht, das halte ich redlich und lege ihm die Hälfte des Erhaltenen treu bei Seite.« —

Der König hatte sich nicht getäuscht. Er hatte seinen einstigen treuen Gefährten bei sich, breitete seine Arme aus und schlang sie um den Hals des Wiedergefundenen. »Du hast mich ja gefunden, treue Seele,« rief er bewegt und küßte ihn dreimal auf den Mund.

Der Bettler konnte sich erst allmälig in die überraschende Wirklichkeit hineinfinden und konnte nicht Fragen genug an seinen Genossen, der nun König war, stellen. Der König führte ihn aber in seine Burg, schenkte ihm dort schöne

Kleider und gab ein Freudenmahl zu Ehren des Wiedergefundenen und das dauerte bis spät in die Nacht. —

Als am andern Tage König und Soldat wieder im Garten luſtwandelten, ſprach der König: »Du mußt nun bis zu deinem Ende bei mir bleiben und ſollſt gar gut aufgehoben ſein. Ich mache dich zu meinem Rathe und mit der Zeit zu einem Fürſten.« —

»Na, was ausgemacht iſt, dabei bleibts,« antwortete der andere. »Wir haben uns verabredet Alles zu theilen, und ſo mußt du auch den Thron mit mir theilen.« —

»Daraus wird Nichts,« ſagte der König. »Willſt du bei mir bleiben, iſt es gut und recht, aber einen Thron mußt du anderswo ſuchen.«

»Dann geh ich weiter, allein zuvor möcht ich wiſſen, wo du die Krone gefunden haſt,« ſprach der Freund.

»Ja das kannſt wohl wiſſen,« gab der König zur Antwort und erzählte ihm Alles, was ihm ſeit ihrem Abſchiede begegnet war, und beſchrieb ihm auch den Teufelsbaum im Walde.

»Jetzt weiß ich ſchon genug,« ſchloß der Jäger. »Ich will auch hingehen und mein Glück verſuchen.«

Der König wollte ſeinen Freund von ſeinem Vorhaben abbringen, allein all ſein Reden fruchtete Nichts.

Der Jäger verabſchiedete ſich und wanderte rüſtig weiter, bis er nach ſieben Tagen in den Wald und zu dem Baume kam. Es war ſchon Abend und die Vögelchen ſetzten ſich auf die Zweige und Aeſte, um zu ſchlafen, und ließen ihr Lied verſtummen, als er auch beim Baume ſich ins Moos legte

und lauerte. Er lag schon viele Stunden, als es endlich zwölf Uhr schlug und ein feuerrother Streifen am schwarzen Himmel sichtbar wurde. Der Streifen wurde lichter und lichter und endlich saßen wieder die drei Teufel leibhaftig auf der alten bärtigen Fichte.

Schon glaubte der Lauscher, nun werde er den Weg zu seinem künftigen Glücke erfahren, als der älteste Teufel fragte:

„Ist kein Horcher an der Wand,
Der uns stiehlt Seelen und Land?“ —

Hu, Hu, Hu! schwirrten alle drei Teufel mit ihren Fledermausflügeln und Pechlichtern auf und umflogen den Baum und beschauten ihn von der Wurzel bis zum Wipfel. Und als sie zum Boden herabgekommen, fanden sie den lauschenden Jäger, nahmen ihn und zerrissen ihn in drei Theile und flogen dann jubelnd durch die Lüfte von dannen, denn sie glaubten, sie hätten den Lumpen, der sie um Kaufmann, Barbier und König gebracht hätte, nun endlich ertappt und sich an ihm gerächt. —

»Iſt hier in der Nähe auch nirgends ein Nachtlager zu haben?« forſchte der Ermüdete.

»Nein,« antwortete der Befragte, »es ſteht mein Wirthshaus hier mutterſeelenallein. Da drüben das Schloß wäre wohl ganz leer und du hätteſt darin Platz genug — allein ich will es früher ſagen — es geiſtert in den Sälen. Schon Mancher ließ es ſich nicht wehren und ſchlief drüben, allein morgens fand man noch Jeden todt.«

»Pah was geiſtern!« fiel Hans dem Wirth in die Rede, »die Geiſter ſcheeren mich nicht. Will 'mal ſehen, was die da drüben treiben.« Er ließ ſich vom Wirthe nun eine Flaſche Wein, einen Weck Brot, ein Spiel Karten geben und verlangte aufs Geiſterſchloß zu gehen.

Der Wirth trug ihm zwei Lichter voran, führte ihn in ein ſchönes, hohes, aber etwas alterthümliches Zimmer, ſtellte dort den Armleuchter auf den Tiſch und ging wieder fort.

Hans war nun allein und ganz guter Dinge, er trank und aß und ſpielte für ſich, gab aber immer die Karten für zwei Spieler aus und ſpielte auch für den Abweſenden. So ging es bis zwölf Uhr. Als es auf dem Thurme der Schloßkapelle mit dumpfen Klängen zwölf Uhr ſchlug, klopfte es ſtark an die Thüre des Zimmers.

„Herein, was Hoſen ſein,
Weiber ſollen draußen bleiben,“

rief Hans mit ſtarker Stimme.

Kaum hatte er dieſes geſagt, ſo öffnete ſich die Thüre und ein weißer Geiſt trat ein und verneigte ſich vor dem *Spieler. Als Hans* dieſes ſah, ſtand er voll Freuden auf,

bot dem Fremdling einen Sitz an und lud ihn ein mitzuspielen. Der Geist nickte stillschweigend und spielte ohne ein Wort zu verlieren. —

So hatten sie einige Zeit gespielt, da klopfte es wieder an der Thüre.

„Herein, was Hosen sein,
Weiber sollen draußen bleiben,"

antwortete Hans. Auf diese Worte öffnete sich die Thüre und es kam wieder ein Geist und trug einen schweren, schweren Sack auf der rechten Achsel. Schweigend winkte der Ankömmling dem Hans, er möchte ihm doch »abhelfen.« — Der Meßnersohn sprach aber: »I hab dir nit aufgeholfen, i hilf dir a nit ab.« —

Trotzig warf nun der Geist den schweren Sack auf die Erde, daß die Dielen zitterten und die Wände bebten. Hans verzog zum bösen Spiele keine Miene und wartete neugierig der Dinge, die da kommen würden. Der zweite Geist setzte sich nun auch zum Tische und spielte mit den Zweien.

Nachdem er einige Zeit lang gespielt hatte, stand er auf und winkte dem Hans wieder, er möchte ihm den Sack aufhelfen. —

Der gute Hans gab ihm aber wieder zur Antwort: »I hab dir nit abgeholfen, i hilf dir a nit auf.« — Da winkte der Geist wieder, Hans solle ihm das Geld, das im Sacke war, zählen helfen. Hans machte es aber wie früher und sagte: »I hab's nit hinein gezählt, i zähl's nit heraus.« —

Wie Hans das gesagt hatte, waren die Geister erlöst,

übergaben ihm das Geld und das Schloß und verſchwanden wie der Rauch bei heiterem Himmel. —

Hans war nun ein reicher Mann und legte ſich froh und glücklich aufs Bett und ſchnarchte bis zum ſpäten Morgen.

Als die Morgenſonne ſchon in das Thal gekommen und die Vögel ihr Morgenlied ſangen, dachte ſich der Wirth »ich muß doch ſehen, wie's dem Burſchen im Schloſſe geht,« und ging hinüber im feſten Wahne, ihn todt zu finden. Wie groß war aber das Staunen, als er den Hans friſch und geſund im Bette fand und ihm dieſer die ganze Geſchichte der verfloſſenen Nacht erzählte.

Hans war nun reich, wie ein Fürſt, und wohnte einige Jahre auf dem Schloſſe, das er ſich ſtattlich herbauen ließ. Endlich wurde ihm dieſes einſame Leben da droben zu langweilig und er beſchloß weiter zu wandern und die Welt anzuſchauen. Er ſchaute ſich um ein ſtolzes Reitpferd und um ſchöne Kleider und ritt nun in die Ferne. —

Eines Abends kam er auf ſeinen Wanderzügen in eine große, prächtige Stadt, in der ein König wohnte. Es war aber in den weiten Gaſſen und in den ſchönen Palläſten gar öde und traurig, denn nirgends wurde gelacht oder geſungen und die Leute gingen herum mit gar trüben und ernſten Geſichtern. Ritter Hans fragte um die Urſache dieſer allgemeinen Trauer und hörte, die Königstochter müſſe heute dem Drachen vorgeworfen werden. —

Hans war, als er dieſes erfahren hatte, nicht faul, ging zum Könige und fragte ihn, was er ihm geben wollte, wenn er ſeine Tochter befreien würde.

»Meine Tochter ſelbſt!« rief freudig der König, dem ein unerwarteter Hoffnungsſtrahl, daß ſeine wunderſchöne Tochter vielleicht noch gerettet werden könnte, durchs betrübte Herz zuckte. —

Hans war mit dem Preiſe einverſtanden, machte tödtliche Knödel und ging zur Höhle des Drachen. Dort warf er ſie dem Ungethüm zu und dem Wurm ſchmeckte die ſüße Koſt ſo, daß er aß und aß, bis er todt zuſammenſtürzte. —

Hans eilte nun zum Könige, brachte ihm die Drachenzunge und wurde wie ein Sohn vom alten Herrſcher aufgenommen und umarmt. Er hätte nun die Königstochter heirathen und mit ſich nehmen ſollt, allein er ſprach: »Ich will mich noch in der Welt umſehen und wenn ich nach einem Jahre wieder komme, werde ich die ſchöne Princeß zum Altare führen.«

Hans kehrte nun wieder auf ſein Schloß zurück und baute und ordnete dort, oder ging auf die Birſche und jagte in den Wäldern Hirſche und Rehe. Es gingen Tage und Wochen vorbei, und dem Hans gefiel das Leben und Treiben ſo wohl, daß er die Königstochter faſt vergaß. Das Jahr war faſt zu Ende, da dachte er ſich: »Ich muß doch mein Wort halten und die Braut holen« und machte ſich auf den Weg zur Königsſtadt. Als er in die Stadt kam, ſah er in allen Ecken und Enden nur fröhliche Geſichter und überall waren Bereitungen zu großen Feſtlichkeiten getroffen. Hans konnte ſich das Alles nicht erklären und fragte einen, der ihm begegnete, was das Alles zu bedeuten hätte. —

»Ja,« ward ihm erwidert, »die Königstochter hat Hochzeit und deßhalb triumphirt Alles so.« —

»Die Königstochter Hochzeit!« sprach Hans stille bei sich, »wenn dem so wäre, müßte ich doch auch Etwas davon wissen,« und wollte in die Burg und zum Könige.

Wie der König den Retter seiner Tochter sah, von dem er dreihundertfünfundsechzig Tage kein Wörtchen mehr gehört hatte, stand er ganz »verdutzt« und wie versteinert da.

Hans konnte an den Mienen des Königs lesen, daß er hier zu spät gekommen sei, und sagte zum Könige, er wolle seine Ansprüche auf die Princeß fahren lassen, wenn er ihm viel Geld geben würde.

Der König war über diesen Antrag ganz getröstet und gab ihm so viel Gold, daß es Hans fast nicht fortbringen konnte. Der Meßnersohn kehrte nun in sein Schloß zurück und war der Reichste im ganzen Lande.

22.

Müllers Töchterlein.

(Verwandt mit dem „Räuberbräutigam" Grimms Samml. B. I, S. 48.)

Des Müllers Töchterlein war ein keckes Mädchen und hätte es wohl auch mit Männern aufgenommen. Einmal mußte es, während die andern Bewohner in der entlegenen Kirche waren, im einsamen Häuschen zurückbleiben, um es zu hüten. Das Mädchen sperrte sich brav ein und weil ihm das Alleinsein so langweilig vorkam, wartete es mit Sehnsucht auf die Ankunft der Uebrigen, die doch nicht lange mehr ausbleiben könnten. Wie sie so durchs Fenster sah, und auf die Kirchgänger harrte, sah es von Weitem drei wilde Männer daherkommen, die gar verdächtig aussahen. Die Männer gingen gerade auf das Müllerhaus zu, als ob es sich so »gehörte,« besichtigten Alles und Jedes und klopften endlich an die Hausthüre.

Der Maria, so hieß das Mädchen, gefiel der ganze Handel nicht und es hätte sie beinahe gegruselt, doch bald hatte sie sich gefaßt, hielt sich mausstille und öffnete nicht. Da fiel ihr ein, daß auch aus dem Keller eine Hinterthüre auf die

Straße führe und daß in derſelben ein großes Lugloch ſei. Gleich vermuthete ſie, die drei wilden Männer könnten dort hereinkommen, holte ſich ein Beil und ging in den Keller hinunter. Sie war noch nicht lange auf der Lauer, als Einer von den Dreien das Schieberl bei Seite ſchob und durch die Oeffnung hereinzukriechen verſuchte. Maria, die ſtramm hinter der Thüre ſich verbarg, war nicht faul und hieb mit Einem Streiche dem Einbrechenden den Kopf ab, daß er weit von dannen kugelte, packte dann gleich den Rumpf und zog ihn zu ſich herein. —

Wie der Erſte ſo durch die Lucke hinein verſchwunden war, glaubten die beiden Andern, es ſei dem Erſten gelungen in den Keller zu ſteigen, und der Zweite machte ſich an die Reihe. Er ſteckte ſeinen Kopf durchs Loch hinein, und die kecke Maria ſtand hinter der Thüre bereit und machte es ihm wie dem Erſten.

Der dritte wollte auch hinein, allein Maria war dieſes Mal zu voreilig, denn kaum hatte ſein Kopf zum Loche hineingeguckt, als ſie mit dem Beile losſchlug und ihm nur eine kleine Wunde beibrachte. Er zog raſch den Kopf zurück und wußte nun, wie es ſeinen zwei Kameraden ergangen ſei. Ohne zu ſäumen eilte er mit blutigem Kopfe zu ſeinen Kameraden, den Räubern, in den Wald zurück und ließ ſich dort die Wunde heilen. —

Maria war nach dieſem Beſuche nicht mehr lange allein, denn bald war der Gottesdienſt geendet und die Kirchgänger kamen nach Hauſe. Mit pochendem Herzen und doch mit Freude eilte ſie ihnen entgegen und erzählte »ihren Leuten«

das, was sich zugetragen hatte. Alle verwunderten sich über die Geistesgegenwart des Mädchens und konnten seine That nicht genug loben. Die zwei erschlagenen Räuber wurden dann dem Gerichte ausgeliefert und unter dem Galgen begraben. —

Die Felder waren seit dieser Begebenheit zweimal fahl und wieder grün geworden, als eines Morgens ein schmucker Müllergeselle in die Mühle kam und sich dort um einen Dienst erkundigte. Dem Meister gefiel der »wachse« Bursche, und er nahm ihn als Gesellen an. Der neue Müller arbeitete sehr fleißig und hatte sich bald das Zutrauen und die Liebe aller Bewohner der Mühle erworben. Man hatte vor ihm kein Hehl und alle Geheimnisse und Geschichten der Mühle somit auch die That der Tochter wurden ihm, wenn nicht heute, doch morgen mitgetheilt. Maria selbst erzählte ihm von jenem Besuche öfters mit der größten Freude und nur, wenn sie vom Dritten zu sprechen kam, unterdrückte sie eine gewisse Furcht und Angst nie ganz: »den, der mir so durchkam, fürchte ich noch immer,« gestand sie öfters. Der Geselle lächelte dann und schob dann auch zuweilen das rothe Häubchen, das nie von seinem Kopfe kam, etwas in die Runde. Oft erzählte er auch, was er für ein reicher Müllersohn sei und wie viele Gründe sein Vater besitze. Maria glaubte Alles und gewann nach und nach den Gesellen so lieb, daß er ihr über Alles ging, und er behauptete auch, daß er die Maria recht lieb habe.

Es dauerte nicht lange mehr und er hielt beim Müller um die Hand der Tochter an, die ihm der alte Meister nicht

verſagte. Einige Tage vor der Trauung wollte er ſeine Braut auf »den Bſchau« führen, und ihre Aeltern hatten Nichts dagegen einzuwenden. Der Geſelle führte die liebe Maria nun eines Tages weiter, und ſie war voll Freude, daß ſie ihre künftige Heimath bald ſehen ſolle. —

Der Weg führte ſie durch einen Wald. Wilde Roſenhecken, rieſige Farrenblätter und altersgraue Tannen ſtanden nur in dieſer Wildniß, ſonſt ſah man Nichts und keines Menſchen Tritt oder Stimme ſchlug an das Ohr der Wanderer. Wie ſie ſo einſam, allen Menſchen ferne, durchs Dickicht wanderten, ſtand der Geſelle plötzlich ſtille, maß das Mädchen mit wildem Blicke, zog das rothe Häubchen ab und fragte: »Kennſt du dieſes Zeichen?« Dabei deutete er auf die Schramme, die ganz jener glich, die ſie dem wilden Manne beigebracht hatte. —

»Jeſus Maria!« entfuhr der Kehle der armen bleichen Dirne, die vor Schrecken faſt zuſammenſank.

»Zwei meiner Kameraden haſt du getödtet und gegen mich hatteſt du ſchon das Beil erhoben, dafür ſoll dir der Tod nicht ausbleiben,« fuhr ihr Begleiter weiter.

Maria flehte und weinte, allein es half Alles nicht und er ſchleppte und zerrte ſie weiter, wie ein Thier, das man zur Schlachtbank führt.

Sie waren nicht mehr lange gegangen, als der Räuber bei einem Hauſe Halt machte. Wie ſie nun dort ſtanden, ſtürzten viele, viele wilde Kerle aus der Thür, bewillkommten ihn und fragten, ob die es ſei. Er nickte Ja und Alle frohlockten und führten das Paar in die Stube, in der ein großer,

großer Ofen ſtand. Der »Häuſerin« wurde nun befohlen, recht ſtark einzuheitzen, denn man wolle einen guten Braten bereiten.

Die Wirthſchäfterin feuerte nun ein und dann brachte ſie den polternden Räubern Wein und Geſottenes und Gebratenes, an dem ſich die bärtigen Waldmenſchen gütlich thaten. Maria hängten ſie aber beim heißen Ofen an und lachten, wenn ſie ſich vor Hitze wie ein Wurm krümmte und bog. Schon glaubte ſie vor Hitze vergehen zu müſſen, als ein Bote mit der Nachricht kam, daß im Walde Kaufleute ſich verirrt hätten. — Wie auf einen Zauberſchlag ſtanden nun alle auf, ſtürzten die Gläſer aus und eilten aus der Stube. —

Die alte Häuſerin und die geängſtigte Maria waren nun allein zu Hauſe. Da bat des Müllers Töchterlein die Alte, ſie ſolle ihr doch zur Flucht behilflich ſein, ſie würde ihr dafür ewig dankbar ſein, und Thränen, ſo hell und klar, wie der Morgenthau, kugelten über die rothen feinen Wangen des Mädchens ſo zahlreich, daß eine die andere ſchlug. —

Die Alte erbarmte ſich endlich des jungen Blutes, band Marien los und eilte mit ihr fort, denn wäre ſie allein zurückgeblieben, ſo wäre es um ſie geſchehen geweſen.

Häuſerin und Müllers Töchterlein gingen nun ſtille durch den Wald, um dem Tode zu entrinnen und das Freie zu ſuchen. Sie hatten aber kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ſie die Räuber von Ferne daherkommen und lärmen hörten. Was war nun zu thun, wenn nicht beide dem Tode in den Rachen laufen wollten? Maria war gleich entſchloſſen, ſie ſah in der Nähe einen großen, hohen Baum

und den kletterte sie, so behend und leicht, wie ein Eichhorn, hinan. Die Räuberwirthschäfterin war auch nicht faul und folgte ihrer Vorgeherin, und so schwebten beide auf den schwanken Aesten droben, die sich unter ihnen auf und nieder bogen. Indessen waren die zweiundzwanzig Räuber bis zum Baume gekommen, ließen sich am Fuße desselben nieder und hielten Rast. Zur Kurzweile verabredeten sie, wie sie des Müllers Tochter im Ofen braten werden. —

Die beiden Gäste auf dem Baume droben hörten jede Silbe und geriethen in eine so große Furcht, daß der Angstschweiß vom Baume niedertropfte. —

Als die Räuber dieß Tropfenfallen merkten, fürchteten sie einen nahenden Regen, griffen hastig nach ihren Waffen und eilten spornstreichs nach Hause. —

Kaum hatten die beiden Flüchtigen dieses gesehen, als sie eiligst herunterstiegen und ohne jemals umzusehen durch den Wald eilten, bis sie die Lichtung erreicht hatten. Auch dort rasteten sie noch nicht, sondern eilten dem nächstgelegenen Dorfe zu, in dem Bekannte der Maria wohnten. Zu diesen nahmen sie ihre Zuflucht und erzählten ihnen Alles. Die Sache wurde nun im Dorfe gleich laut, die Bewohner desselben schaarten sich zusammen und eilten bewaffnet dem Waldhause zu. Sie fanden die Räuber alle beisammen und brachten sie bis auf den letzten um.

Maria kam aber mit ihrer Begleiterin noch am nämlichen Tage zu ihren Aeltern zurück, und die alte Häuserin lebte bei ihnen, bis sie starb.

23.

Die drei Schwestern.

(Siehe in Grimms Sammlung die Aschenputtel S. 126, in Bechsteins Märchenbuch die Aschenbrödel S. 332.)

Es waren einmal drei Schwestern bei einer Stadt. Zwei derselben waren gar stolz und hochfahrend, die Jüngste war aber ein braves, stilles, bescheidenes Mädchen, das gerade deßwegen von den zwei ältern Schwestern verachtet und gehaßt wurde. Das arme Kind hatte bei den zwei Obenhinaus ein gar schlimmes Leben, es mußte alle Arbeiten verrichten, die den zwei andern zu gemein waren, und wurde auf jede Weise »herumgepudelt« und geneckt. War irgendwo ein Ball oder eine andere Unterhaltung, so gingen die Zwei in ihrem Putze und Staate dahin, und die Jüngste mußte indessen das Haus hüten, die Zimmer kehren, die Küche scheuern und die schwersten Arbeiten verrichten.

Da war denn auch einmal ein großer, prächtiger Ball, den der König gab, und der Alles, was man bisher Derartiges gesehen, übertreffen sollte. Die Geladenen strömten von ferne und nah zum Königsschlosse, um dem Feste beizuwohnen, und auch die zwei Schwestern wollten ihn besuchen

und schmückten sich mit aller erdenklichen Sorgfalt. Die dritte, die arme Magd, hätte wohl auch die Herrlichkeit im Königsschlosse sehen mögen; allein alles Bitten und Flehen war umsonst. Die zwei Schwestern verließen im schönsten Putze das Haus, und das arme, verachtete Mädchen mußte im dünnen Werktagkleidchen daheim sitzen und arbeiten.

Wie sie nun so traurig und verstimmt ihre Arbeit that, kam plötzlich ein Engel vom Himmel, lächelte die arme verachtete und zurückgestoßene Jungfrau an und gab ihr ein Sonnenkleid und allerlei Geschmeide, das aus dem schönsten Golde und den glänzendsten Edelsteinen verfertigt war. Das schüchterne Kind wußte nichts zu sagen und zu thun, denn es »schämte« sich vor dem Engel.

Der himmlische Bote begann aber, nachdem er eine Zeit lang das unschuldige Mädchen mit Wohlgefallen betrachtet hatte, also: »Kleide dich gleich an, Else, und gehe hin, wo deine Schwestern sind. Sobald aber der Morgen graut und der Tanz geendet, eile nach Hause und kleide dich um, damit Niemand merke, daß du im Königsschlosse gewesen seiest.«

»Aber meine Arbeit!« sprach nachdenkend das Mädchen, das indessen wieder Muth gewonnen hatte.

»Kümmere dich nicht darum, der das Sonnenkleid dir aus dem Himmel herabgebracht hat, wird auch für die Arbeit sorgen,« erwiderte der glänzende Engel.

Else folgte nun mit der größten Freude den Worten des Engels, that das Sonnenkleid und das kostbare Geschmeide an und ging in die Königsburg. Wie sie im Saale erschien, waren Aller Augen auf sie gerichtet, denn sie war

die Schönste unter Allen. Der König selbst nahm sie bei dem Arm und tanzte mit ihr und weil es die beste Tänzerin war, tanzte er mit keiner Andern mehr. So ging es die ganze Nacht durch. Else tanzte mit dem Könige und wurde von Allen bewundert und von Vielen beneidet, von Niemanden aber erkannt.

Als der Ball zu Ende ging und durch die großen gothischen Langfenster des Saales schon der Morgen hereindämmerte, eilte die schöne Unbekannte plötzlich fort und Niemand wußte wohin. —

Else zog ihr Kleid und ihr Geschmeide ab, und wie sie es abgelegt, war Schmuck und Kleid verschwunden. Sie wollte sich nun an die Arbeit machen, allein wie staunte sie, als sie ihre Arbeit ganz und gar besorgt fand.

Nach einer Stunde kamen auch die Schwestern und erzählten von der Pracht des Balles, daß Elsen hätte der Mund vor Lust und Neugierde wässern müssen, wenn sie nicht selbst dabei gewesen wäre. Sie erzählten auch, wie eine schöne unbekannte Dame gekommen sei, und sich durch ihre Liebenswürdigkeit, durch ihre Kleidung und ihren Tanz so ausgezeichnet habe, daß der König mit keiner Andern mehr tanzen mochte. Else lachte im Herzen zu dieser Redseligkeit der Schwestern und ließ von ihrem Dabeisein nicht im mindesten Etwas merken.

Der König hatte aber seit diesem Balle keine ruhige Stunde mehr. Die schöne Tänzerin hatte sein Herz mitgenommen und er wußte nicht, wer und wo sie sei. Als er so nachdachte, wie er von ihr Kunde erhalten könnte, kam

er auf den Gedanken, wieder einen Ball zu veranſtalten. »Vielleicht,« dachte er, »erſcheint die Unbekannte wieder.« — — Er veranſtaltete nun wieder einen Ball, der viel glänzender als der frühere werden ſollte, und lud dazu aus Fern und Nah alle Edlen ein. —

Die beiden Schweſtern putzten und ſchmückten ſich wieder zum Tanze und gingen auf das Schloß des Königs. Die arme Elſe mußte aber wieder zu Hauſe ſitzen und ihre Arbeit thun.

Wie ſie wieder ſo traurig daſaß und für ihre Schweſtern Strümpfe ſtopfte, erſchien wieder der Engel und brachte der Verachteten ein Mondkleid und herrliches Geſchmeide. Elſe dankte dafür, zog ſich an und ging auf des Königs Schloß.

Als ſie im Saale eintrat, erſtaunten Alle ob ihrer Schönheit, und der König verhüpfte faſt vor Lieb' und Freude. Er ging gleich auf ſie zu, bewillkommte ſie und tanzte mit der ſchönen Princeſſin, wie man ſie nannte, die ganze Nacht. Heute gefiel ſie ihm noch beſſer, als das vorige Mal, denn das blaßgelbe Mondkleid ſtand dem beſcheidenen Kinde gar ſo ſchön.

Als aber der Tanz zu Ende ging und im Thale ſchon der Morgen graute, war die Geliebte des Königs plötzlich verſchwunden und Niemand wußte, wohin.

Elſe war aber nach Hauſe geeilt, zog das Kleid aus, und als die zwei Schweſtern nachkamen und von der ſchönen Dame im Mondkleid erzählten, ſaß die ſchon in ihrem grauen Werktagkleidchen bei ihrer Arbeit.

Der König hatte nach dieſem zweiten Balle noch weniger *Ruhe, als nach dem* erſten, und konnte ſelbſt des Nachts

nicht ſchlafen, denn die wunderſchöne Tänzerin ſtand bei Tag und Nacht vor ſeinem Geiſte. Er wußte kein anderes Mittel, um ſie wieder zu ſehen, als einen Ball zu veranſtalten. »Dießmal ſoll mir der Vogel nicht aus der Schlinge kommen,« dachte er bei ſich, »ich will ihm den Namen und den Stand ſchon herauslocken.«

Er veranſtaltete alſo wieder ein Feſt, das an Pracht und Herrlichkeit alle früheren Hochzeiten verdunkeln ſollte. Aus Nah und Fern eilten die Gäſte herbei und ſtrömten durch das reichbekränzte Schloßthor in den prächtig geſchmückten Burgſaal, der ſo beleuchtet war, daß es darin heller, als bei Tage war. —

Die zwei Schweſtern gingen wieder geſchmückt auf das Schloß des Königs, die verachtete Elſe mußte aber zu Hauſe bleiben und arbeiten.

Wie ſie ſo traurig und ſinnend daſaß, kam abermals der Engel und brachte ihr ein Sternenkleid und einen Beutel voll Geld, damit ſie es, wenn ihr Diener des Königs folgen würden, auswerfen könnte. Sie dankte, zog das Sternenkleid an, nahm das Geld zu ſich und eilte dem Tanzſaale zu, aus dem ihr ein Strahlenmeer und die herrlichſte Muſik entgegenſtrömte. Wie ſie auf der Schwelle des Saales erſchien, eilte ihr der König ſchon entgegen und bewillkommte ſie. Er führte ſie zum Throne und dort mußte ſie ſich neben ihm ſetzen, und er gab ihr allerlei verfängliche Fragen, um ihr den Namen und den Wohnort zu entlocken. Elſe war aber viel zu klug und gab dem Könige ſolche Antworten, daß er am Ende beinahe noch weniger wußte als Anfangs. Als die Muſik zu

einem neuen Reigen lud, nahm der König die Fremde im Sternenkleide an die Rechte und tanzte mit ihr, daß Alle über das schöne Paar und die Leichtigkeit, mit der ſie den Reigen ſchlangen, ſtaunten. Der König konnte ſich an der fremden Princeß nicht ſatt ſehen, denn ſo ſchön, wie im Sternenkleide, war ſie noch nie geweſen, und es ſchwoll ſein Herz vor Liebe und Sehnſucht. —

So oft ein neuer Reigen begann, ſchwebte das ſchöne Paar voran, und ſchwieg die Muſik, ſo mußte Elſe neben dem Könige ſitzen, deſſen Fragen ſie aber immer klug auswich.

So wechſelte es die ganze Nacht durch, bis der Morgenwind in den Baumzweigen draußen ſpielte und an die Fenſter klopfte. Als der letzte Tanz geſchlungen wurde, wollte Elſe zur Doppelthür hinaus und nach Hauſe eilen; allein kaum hatte ſie den Saal verlaſſen, ſo eilten ihr ſchon auf den Wink des Königs die Diener nach, um ihre Fährde zu verfolgen. Elſe langte nun nach den Geldſtücken und warf ſie aus und da ſtürzten die Diener auf das Geld und folgten der Frau im Sternenkleide nicht länger. Nur Einer ließ ſich durch das Geld nicht irre machen und wollte die Wohnung der Princeß entdecken, möge es koſten, was es wolle. Da wußte ſich Elſe nicht anders mehr zu helfen und ließ im Laufe einen ihrer goldenen Schuhe zurück, denn ſie dachte, vielleicht findet er es der Mühe werth, den Schuh aufzuheben, und indeſſen enthuſche ich und komme in die Heimath.

Kaum hatte der Diener den goldenen Schuh bemerkt, bückte er ſich und hob die ſchimmernde Fußbekleidung auf. Voll Freude über dieſen unerwarteten Fund eilte er, wie im

Triumphe, in die Burg zurück und brachte dem Könige die seltene Gabe.

Der König lächelte, als er den Schuh sah, und meinte, wenn nun erst der Schuh da sei, werde sich die Trägerin desselben schon finden lassen. Er stellte dem Diener den Schuh wieder zurück und sandte ihn in der ganzen Stadt herum mit dem Geheiße, er solle jedem Mädchen den Schuh anmessen und wenn einem der Schuh anpassen würde, so sollte man sie als die Königin des Balles ansehen und in die Burg führen.

Der Diener ging nun dem Auftrage des Königs gemäß Stadt auf, Stadt ab, Haus ein, Haus aus und maß und maß die Füße aller Schönen, konnte aber lange keine finden, welcher der goldene Schuh anpaßte. Endlich kam er auch in das Haus der drei Schwestern. Die beiden ältern hatten die größte Freude und dachten, wir lassen den Schuh nicht mehr weg. Soll der Schuh nicht dem Fuße anpassen, so wird der Fuß dem Schuh nachgeben müssen.

Kaum war der Diener in das Zimmer getreten und hatte seinen Auftrag entrichtet, nahm die Aelteste den Schuh und ging damit in das Nebenzimmer. Wie sie aber den Schuh besichtigte, sah sie zu ihrem größten Verdrusse, daß er für ihren Fuß zu klein sei. »Ha, dem läßt sich schon helfen,« dachte sie, nahm das Messer und schnitt sich drei Zehen fort. Nun legte sie den Schuh an und obwohl ihr der Schmerz das Wasser in die Augen trieb, ging sie doch scheinbar wohlgemuth in die Stube. Der Diener hatte die größte

Freude, daß er die Geſuchte endlich gefunden hätte, und bat ſie, gleich zum Könige aufs Schloß zu kommen.

Sie willfuhr mit größter Freude dieſer Bitte und ging ſtolz und triumphirend durch die Stadt und der Diener folgte ihr in beſcheidener Entfernung. Sie hatte ſchon ein gut Stück des Weges zurückgelegt, als ſie auf den Stadtplatz kam. Dort ſaß aber auf der alten Linde, unter der die Altvordern tagten, ein rothes Vögelein und ſang:

„Königin Eiſenhut,
Der Schuh iſt voller Blut."

Wie dieß der Diener hörte, ſchaute er dem Fräulein auf die Füße und ſah das Blut aus dem goldenen Schuh quellen. »Du biſt nicht der rechte Vogel,« dachte er, und hieß ſie wieder nach Hauſe kehren, wohin er ſie auch begleitete. Dort nahm er der Falſchen den goldenen Schuh, reinigte ihn vom Blute und gab ihn dann der Zweiten. Dieſe nahm ihn und ging damit auf ihr Zimmer. Als ſie ihn aber anziehen wollte, da ſah ſie, daß er für ihren Fuß zu groß ſei. »Lieber zu groß als zu klein,« dachte ſie ſich, nahm alte Lappen und ſtopfte ſo viele hinein, daß ihr der Schuh feſt anſaß. Als ſie in das Zimmer trat, hatte der Diener die größte Freude, denn er wähnte die Geſuchte gefunden zu haben. Sie gingen nun aus dem Hauſe und eilten der königlichen Burg zu. Als ſie aber über den Stadtplatz gingen, ſaß wieder das rothe Vögelchen auf einem Lindenzweige und ſang:

„Königin Eiſenſchnuder,
Der Schuh iſt voller Huder."

Triumphe, in die Burg zurück und brachte dem Könige die seltene Gabe.

Der König lächelte, als er den Schuh sah, und meinte, wenn nun erst der Schuh da sei, werde sich die Trägerin desselben schon finden lassen. Er stellte dem Diener den Schuh wieder zurück und sandte ihn in der ganzen Stadt herum mit dem Geheiße, er solle jedem Mädchen den Schuh anmessen und wenn einem der Schuh anpassen würde, so sollte man sie als die Königin des Balles ansehen und in die Burg führen.

Der Diener ging nun dem Auftrage des Königs gemäß Stadt auf, Stadt ab, Haus ein, Haus aus und maß und maß die Füße aller Schönen, konnte aber lange keine finden, welcher der goldene Schuh anpaßte. Endlich kam er auch in das Haus der drei Schwestern. Die beiden ältern hatten die größte Freude und dachten, wir lassen den Schuh nicht mehr weg. Soll der Schuh nicht dem Fuße anpassen, so wird der Fuß dem Schuh nachgeben müssen.

Kaum war der Diener in das Zimmer getreten und hatte seinen Auftrag entrichtet, nahm die Aelteste den Schuh und ging damit in das Nebenzimmer. Wie sie aber den Schuh besichtigte, sah sie zu ihrem größten Verdrusse, daß er für ihren Fuß zu klein sei. »Ha, dem läßt sich schon helfen,« dachte sie, nahm das Messer und schnitt sich drei Zehen fort. Nun legte sie den Schuh an und obwohl ihr der Schmerz das Wasser in die Augen trieb, ging sie doch scheinbar wohlgemuth in die Stube. Der Diener hatte die größte

Freude, daß er die Geſuchte endlich gefunden hätte, und bat ſie, gleich zum Könige aufs Schloß zu kommen.

Sie willfuhr mit größter Freude dieſer Bitte und ging ſtolz und triumphirend durch die Stadt und der Diener folgte ihr in beſcheidener Entfernung. Sie hatte ſchon ein gut Stück des Weges zurückgelegt, als ſie auf den Stadtplatz kam. Dort ſaß aber auf der alten Linde, unter der die Altvordern tagten, ein rothes Vögelein und ſang:

„Königin Eiſenhut,
Der Schuh iſt voller Blut."

Wie dieß der Diener hörte, ſchaute er dem Fräulein auf die Füße und ſah das Blut aus dem goldenen Schuh quellen. »Du biſt nicht der rechte Vogel,« dachte er, und hieß ſie wieder nach Hauſe kehren, wohin er ſie auch begleitete. Dort nahm er der Falſchen den goldenen Schuh, reinigte ihn vom Blute und gab ihn dann der Zweiten. Dieſe nahm ihn und ging damit auf ihr Zimmer. Als ſie ihn aber anziehen wollte, da ſah ſie, daß er für ihren Fuß zu groß ſei. »Lieber zu groß als zu klein,« dachte ſie ſich, nahm alte Lappen und ſtopfte ſo viele hinein, daß ihr der Schuh feſt anſaß. Als ſie in das Zimmer trat, hatte der Diener die größte Freude, denn er wähnte die Geſuchte gefunden zu haben. Sie gingen nun aus dem Hauſe und eilten der königlichen Burg zu. Als ſie aber über den Stadtplatz gingen, ſaß wieder das rothe Vögelchen auf einem Lindenzweige und ſang:

„Königin Eiſenſchnuder,
Der Schuh iſt voller Huder."

Da blickte der Diener der Vorausstolzirenden auf die Füße und sah, wie ein Lumpen aus dem Schuhe emporstieg. »Du bist auch nicht der rechte Vogel,« dachte er bei sich und hieß die Falsche wieder umkehren und begleitete sie in ihr Haus zurück.

Nun war nur mehr Else übrig. Der königliche Diener wollte ihr den Schuh geben, damit sie ihn probiren möchte, allein die zwei ältern Schwestern wollten es durchaus nicht zulassen und schmähten und schimpften das arme Kind wie einen Wechselbalg. Der Diener ließ sich dadurch nicht im mindesten irre machen, und Else mußte den goldenen Schuh anmessen. — Und siehe da, ihr Füßchen schlüpfte hinein so leicht und frisch, wie ein Pfeifer ins Wirthshaus, und der Schuh stand ihr wie angegossen. »Das ist die Rechte,« dachte sich der Diener, und wollte Else mit sich auf die Burg nehmen, allein Else hatte ein gar so armes Kleidchen an und mußte sich deßhalb zuvor umkleiden. Als sie ihr Festtagskleid angezogen, da gingen sie nun durch die Stadt der Burg zu, Else voraus, der Diener drei Schritte hintendrein. Sie kamen auf ihrem Wege auch auf den Stadtplatz und zur alten Linde, da sang das rothe Vögelein auf einem Lindenzweige gar fröhlich:

„Königin Eisenknecht,
Der Schuh geht eben recht.“

Wie sie auf das Schloß kamen, eilte der König ihnen schon entgegen und bewillkommte sie, denn kaum hatte er von ferne Else gesehen, so hatte er sie schon als seine Tänzerin im Sternenkleide erkannt. Er war fast außer sich vor Freude

und ließ am folgenden Tage ein großes Fest feiern. Und wie Alle im hohen Saale saßen und guter Dinge waren, trat ein Herold auf und gebot Schweigen und als alles stille war, stand der König auf und erklärte die schöne Else als seine Königin. — Es folgten dann Paukenwirbel und Trompetenstöße und als die Nacht folgte, wurde der Tanz begonnen und dauerte bis morgens.

Die verachtete Else war nun Königin und lebte mit dem Könige recht lange vergnügt und glücklich. Und diese Geschichte ist buchstäblich wahr, denn der sie erzählte, hat den Mund noch warm.

24.

Der geſcheidte Hanſl.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne. Der jüngſte darunter war der dümmſte und hieß Hans, die Leute nannten ihn aber zum Spotte immer nur den geſcheidten Hans. Hans mußte im Herbſte mit ſeinen Brüdern auf den Wieſen die Schafe und Böcke ſeines Vaters hüten und da neckten und »tratzten« ihn die andern »Hirtenbuben« oft und Hans gab den Narren für Alle.

Einmal vergaßen die drei Knaben, als ſie von Hauſe fortgingen, das Mittagsmahl mitzunehmen. Erſt als es ſie hungerte, gedachten ſie deſſelben und ſchickten den Hans nach Hauſe zurück, damit er ihnen Etwas zu eſſen hole. Die Mutter kochte, als Hans angetrollt gekommen war und ſeinen Auftrag entrichtet hatte, dem Knaben einen Stupfblenten, gab dieſen dem Hans und ſchickte ihn dann auf die Wieſe hinaus zu den hütenden Brüdern. Hans trollte mit offenem Munde über Stock und Stein dahin und dachte, wie ein rechter Lappe, weder an den Himmel, noch an die Welt, noch an die Hölle. Es ſtieß ihm auf ſeiner Wanderung lange nichts Erhebliches

zu, bis er neben sich auf dem Boden einen langen, langen dunkeln Mann einhergehen sah. Der Mann hatte aber so lange Arme, daß sie länger waren als der ganze Hansl, und die Beine des Mannes waren so hoch, als die fünfzigjährigen Pappeln am Wiesenbache. Der vermeintliche Mann war aber Hansens Schatten. Anfangs wären dem Hans, als er den riesigen, geheimnißvollen Mann sah, bald die »Gänsrupfen aufgestanden,« als aber der lange Hansl sich ganz ruhig verhielt, faßte sich Hansl wieder, und als er Hunger verspürte, nahm er ein Stück Plenten und aß es mit großem Behagen.

Kaum hatte aber Hansl die Lippen bewegt, so schien der große Mann auch zu käuen, als ob sein Mund in »Wieden gewesen wäre.« —

»Das ist ein Stummer,« dachte sich Hansl, »und weil er auch Etwas zu beißen haben will, macht er so das »Maul« auf und zu. Mitleidig warf er dem stummen Begleiter ein Stück Plenten zu und ging seines Weges weiter. Wie aber Hans seinen Mund aufthat, that der Stumme dasselbe. »Der arme Teufel will »halt« auch noch ein Stück haben,« dachte Hans und warf ihm wieder ein gutes Stück zu. So ging es fort, Hans aß immer und der lange Kerl hatte einen solchen Regimentshunger, daß er nie genug zu haben schien. Hans war endlich des Spieles überdrüssig und wollte den Langen jagen. Allein es war umsonst, der Mann begleitete ihn, bis die Sonne hinter den bewaldeten Bergen untergegangen war, da war aber auch der Stupfplenten zu Ende und Hans hatte seinen Brüdern Nichts mehr zu bringen, denn er hatte Alles selbst verzehrt oder seinem Begleiter gegeben.

Als ihn seine Brüder von ferne kommen sahen, stürzten sie ihm entgegen, denn es hungerte sie. Auf ihr Begehren sprach er, er hätte keinen Bissen mehr, denn sein langer, stummer Begleiter habe ihm alles abgefressen. Die Brüder ahnten, daß hinter dieser Geschichte nur eine Dummheit stecke, und darüber erbost jagten sie ihn gleich wieder nach Hause etwas Anderes zu holen.

Hansl eilte nun nach Hause und hinterbrachte der Mutter das Anliegen seiner Brüder. Sie riß die Augen nicht wenig auf, als sie dieses hörte, und mit einem nicht eben freundlichen Gesichte ging sie in die Küche und buck dort Kuchen. Als ein Teller damit vollgethürmt war, legte sie dieselben in ein Körbchen und gab es dem Hans. —

»Da nimm die Kost für deine Brüder,« sprach die Mutter mahnend, »und mache nicht eine neue Dummheit, denn die Gottesgabe ist theuer, und deine Brüder plagt der Hunger, und das ist ein böser Gast.« —

Dabei gab sie ihm zwei Kuchen, damit er die andern desto sicherer den Brüdern brächte.

Hans nahm sich die Worte der Mutter zu Herzen und aß die Kuchen und machte dann Rechtsum durch die Thüre hinaus. Er ging seine Wege fort und Alles ging in Ordnung. Da kam er aber zu einer Brücke, und auf dieser sah er gar viele Löcher und Spalten. »Ah,« dachte Hans, »das geht nicht. Morgen müssen wir mit den Schafen da überfahren und da könnten sich die arme Thiere leicht ihre Füße brechen. Ich will sie zur Vorsicht vermachen.« — Hans setzte seinen Gedanken ins Werk. Er nahm einen Kuchen nach dem

anderen aus dem Körbchen und bedeckte damit die Löcher der Brücke. — Als er mit der Arbeit fertig war, war auch das Körbchen leer und so kam Hans wieder mit leeren Händen zu seinen Brüdern.

Die Brüder wurden sehr böse, als sie Hans mit leeren Händen sahen, denn es hungerte sie, daß sie Holz und Steine hätten essen mögen. Allein es war schon dunkle Nacht und so war guter Rath theuer. Sie legten sich nun mit dem hungernden Magen auf die Streu und schliefen gar süß, denn sie hatten keine bösen Träume.

Als der Morgen hinter den Bergen emporstieg und den Himmel goldenroth malte, erwachten die Brüder und der Hunger mit ihnen. »Was ist nun zu thun,« dachten sie, »den Hansl können wir nicht heim schicken, denn die dritte Dummheit bliebe gewiß nicht aus.« Nach einigem Hin- und Herdenken geriethen sie endlich auf den Einfall selbst nach Hause zu gehen und dem Hansl einstweilen das weidende Vieh anzuvertrauen. —

»He, Hansl!« rief der Aelteste, »heute gehen wir nach Hause das Essen zu holen, habe indessen auf das Vieh recht Acht, auf daß kein Stück verlaufe.«

Die Brüder waren nun fort und Hans war allein bei der Heerde. Er legte sich an den Rain hinaus in die Sonne und ließ dieselbe sich in das Gesicht scheinen, denn dieß gefiel ihm gar zu gut. Die Geislein und Böcklein sprangen und und grasten und mäckerten und klingelten, daß es eine Lust war. So ging die Wirthschaft ganz gut, und Hansl war auch mit sich zufrieden. Als aber die Mittagszeit kam und die

Magenuhr sich immer mehr bemerklich machte, da wollte Hans nicht mehr so ruhig sich sonnen, sondern stand auf und spähte in die Ferne, ob seine Brüder nicht kämen. Er schaute und harrte, allein alles war umsonst. Da legte sich Hans wieder unmuthig in das Gras und die Heerde legte sich um ihn und wiederkäute das abgerupfte Futter. Der Hirt nahm nun seine braune Lodenjuppe her und durchstöberte jeden Sack derselben, um ein Krümmchen Brot zu finden. Lange war sein Suchen vergebens, da fand er endlich ein Stückchen hartes, verschimmeltes Maisbrot und das verzehrte er mit dem größten Heißhunger und es schmeckte ihm besser, als der herrlichste Butterweck. —

Nach diesem kurzen Mittagsmahle legte er sich wieder ruhig und sah den sich lagerden Ziegen und Böcken zu. Wie er aber diese so da liegen sah, glaubte er, dies Vieh äffe ihn nach und spotte seiner und wurde über die Maßen zornig. Er nahm in seiner Tollwuth einen Erlenstock, fiel über das arme, unschuldige Vieh her und mißhandelte es schrecklich. —

Es dauerte nicht mehr lange und die Brüder kamen von der Heimath zurück auf's Feld. Wie groß war aber ihr Staunen und ihr Schrecken, als sie den Hans mit dem blutigen Erlenstocke dastehen und die ganze Heerde blutig und todt daliegen sahen.

»Was hast um des Himmels willen du da gethan?« riefen beide wie aus einem Munde ihn an.

»Ja, das Teufelsvieh hat mich da »geantert«*) und das

*) geäfft.

hab ich ihm mit dem Stecken schon ausgetrieben,« gab Hans zur Antwort.

Die Brüder jammerten und weinten aus Furcht vor den Aeltern und getrauten sich nicht mehr nach Hause. Was war nun zu thun? — Beim todten Viehe bleiben wollten sie auch nicht und so beschlossen sie, durch den Wald zu gehen und in der nächsten Stadt ihr Unterkommen zu suchen. —

Hans wollte auch mit ihnen, allein sie ließen ihn lange nicht mit. Als er aber nicht zu bitten aufhörte und immer inständiger flehte, gaben sie endlich nach und nahmen ihn mit sich. Die drei wanderten nun in den Wald hinein und kamen immer tiefer und tiefer. Als sie schon tief hineingekommen waren, und der Weg sich schon sehr verschlimmert hatte, hörten sie von ferne Stimmen. Sie erschracken darüber gar sehr, denn es war schon dunkel und im Walde hausten Räuber und wilde Männer. Um sich nun zu retten, flüchteten sich die beiden älteren Brüder auf einen hohen, hohen Tannenbaum hinauf und zitterten dort, wie das Birkenlaub beim Frühlingswehen.

Hansl stand aber drunten und verrichtete sich nicht hinauf, so oft ihm auch die Brüder halblaut zuriefen: »Komm, sonst freſſen dich die Räuber.«

Er stand an einem Gehäge und riß heftig einen Gatter, der sich daran befand, hin und wieder, bis er ihn endlich aus den Angeln hatte. — Diesen nahm er und schleppte ihn mit sich auf den hohen Baum hinauf, denn er meinte, die Brüder hätten ihm zugerufen: »Komm, nimm den Gatter mit herauf.«

So saßen alle drei nun droben wie die Zeisige auf den Leimstangen, und Hans hielt den schweren Gatter fest. Da kamen dann die Räuber und führten einen Wagen mit sich, der voll Gold war. Sie machten Halt und setzten sich gerade unter den Baum, auf den die Brüder sich geflüchtet hatten, und zählten ihr Geld und tranken Gebranntes aus einem Kürbisse, den sie die Runde machen ließen. Wie die drei auf dem Baume die Räuber drunten sahen und diese nie eine Miene machten weiter zu ziehen, wurde ihnen so unheimlich und bange, daß ihnen helle Schweißtropfen kamen und vom Baume herunterfielen.

Wie so einzelne Tropfen herunterschauerten, meinten die Räuber, es drohe ein Regen und sie müßten sich bald auf den Weg machen. Als sie nun so hin und wider redeten, was zu thun sei, wurde dem Hans droben der Gatter zu schwer und er ließ ihn fallen. Pump, pump! rauschte er durch die Zweige herunter und brauste näher und näher. Die Räuber hörten das Gepolter und in der Furcht, es nahe augenscheinlich die Strafe Gottes, liefen sie alle von dannen. In der Ferne hörten sie noch das Gepolter, das vom Auffallen des Gitters verursacht wurde, und stürzten noch athemloser weiter. —

Die Räuber waren nun fort und hatten den Wagen und das Gold zurückgelassen. Als dieß die drei Unglücksbrüder sahen, stiegen sie alsbald vom Baume herab, machten sich das viele Geld eigen und trabten lustig und singend mit

einander nach Hause. Dort zahlten sie dem traurigen Vater, der sie nicht mehr erwartet hatte, die ganze Heerde und noch mehr. Alle drei Brüder kauften sich Haus und Hof und lebten recht zufrieden und glücklich miteinander und leben noch, denn es hat für sie noch nie Zügen geläutet.

25.

Der Fiſcher.

Es war einmal an einem See ein Fiſcher, der hatte eine liebe, liebe Frau und Geld genug, allein er hatte keine Kinder, was ihm ſehr leid that.

Er ging eines Tages recht gedankenvoll und in ſeine Träumereien verſunken hinaus an's Ufer des bläulich grünen See's und ſenkte ſeine Angel hinunter in's Waſſer und pfiff ſein Liedchen dabei. Er hatte nicht lange geangelt, da biß ein ſo ungeheurer Fiſch an, daß faſt die Schnur abriß.

»Das iſt einmal ein fetter Fang,« dachte ſich der Fiſcher und ſchnellte das Seeungeheuer auf's Trockene heraus. Wie es ſo dalag, öffnete es ſein Maul, fing an zu reden und ſprach: »Du haſt heute dein Glück in den Händen, wenn du das thuſt, was ich dir ſage. Gieb mein Mitterſtück deiner Frau und ſie wird dir drei Söhne gebären. Gieb das Eingeweide deinem Pferde und es wird drei Fohlen dir bringen; den Kopf gieb deinem Hunde und er wird drei Junge bekommen und den Schweif endlich, den grabe im Garten in die Erde, und dann werden drei Bäume aus dem Grunde

wachſen und grünen und blühen, daß es eine Luſt iſt. Die drei Bäume werden dann mit den Söhnen, Fohlen und Hunden aufwachſen und wie dieſe gedeihen. Neigt ſich aber einer von den Bäumen, ſo droht einem deiner Söhne ein Unglück, und wenn einer ſich ganz ſenkt oder dann niederfällt, ſo iſt der Tod der »Schelm« einer deiner Söhne.« —

So ſprach der Fiſch und blieb dann ſtumm, wie jeder andere. Der Fiſcher war aber über ſeinen Zug und dieſe Kunde hoch erfreut, nahm den Fiſch und trug ihn in ſein Häuschen, das von Reben bis zum Giebel hinauf übergrünt war. Dort machte er es, wie's der Fiſch geſagt hatte. Er legte ihn auf die Anrichte, ſchnitt das noch zappelnde Thier auf, nahm das Eingeweide heraus, zerſtückelte es und gab das Mitterſtück ſeiner Frau, den Kopf ſeinem Hunde, das Eingeweide dem Pferde und den Schweif trug er in den Garten hinaus und grub ihn dort ein.

Es ſtand nicht lange an, und Alles ging in ſchönſter Ordnung in Erfüllung. Dem Fiſcher wurden drei Söhnlein geboren, die Stute brachte drei Fohlen auf die Welt, die Hündin warf drei ſchwarz und weiß geſcheckte Junge und an der Stelle, wo das Schweiflein vergraben lag, keimten bald drei Pflänzchen, die immer höher und höher wuchſen, bis endlich drei Bäumchen ihre zarten, himmelanſtrebenden Zweige in den Lüften hin und her wiegten. —

Fiſcher und Fiſcherin, Söhne und Fohlen, Hündchen und Bäumchen befanden ſich ganz wohl und geſund, und der Segen des Himmels ſchien auf ihnen zu ruhen. Das ging lange, lange Zeit ſo fort.

Wie schon viele Jahre verstrichen waren und einmal wieder der Frühling sein buntes, farbiges Tüchlein über die Erde gebreitet hatte, fiel es plötzlich dem ältesten der Söhne ein, weiter zu wandern und die schöne Welt zu schauen. —

Der alte Fischer hatte gegen dieß Vorhaben seines Sohnes Nichts einzuwenden, gab ihm gute Ermahnungen und seinen Segen mit auf den Weg. Der Sohn nahm eines der drei jungen Pferde und einen jungen Hund mit sich und ritt von dannen.

Er war schon eine weite Strecke geritten, hatte manche Abenteuer bestanden und gesehen, daß die Welt kein Ochsenauge sei, als er tief, tief in einen wilden, pechfinstern Wald hineingerieth. Da hatten die dunkeln Bäume gar seltsame Gestalten, und Käuzlein und Uhu glotzten mit ihren großen, runden, rothen Augen gar so fürchterlich von den Föhren auf den schönen Reiter herab, daß es ihm ungeheuer wurde und er sich aus dem Gehölze in das Fischerhaus zurücksehnte. Wie er aber so fürbaß ritt und dem Rosse die Sporen einsetzte, um schneller aus dem unheimlichen Walde zu kommen, verfinsterte sich der Himmel, schwarze Wolken jagten, wie losgelassene Rüden, am Himmel hin und her, und bläuliche Blitze zeichneten ihre Zickzacke auf den dunkeln Hintergrund. Der Regen rauschte in Strömen nieder, und dem Jünglinge blieb Nichts übrig, als nach allen Seiten zu spähen und ein Obdach zu suchen.

Er suchte noch nicht lange, da sah er eine Hütte am Wege stehen, stieg von seinem Rappen, band ihn an den nächsten Baum und trat in die Hütte. In dieser wohnte

aber zum Unglücke eine alte, alte Hexe, der im ſpitzigen Munde nur mehr ein Zahn wackelte, und wie ſie den ſchönen Reitersmann ſah, ging ſie ihm entgegen und verwandelte ihn in einen Stein. Dann ging ſie vor die Hütte und verzauberte auch das Pferd, daß es leb- und regungslos daſtand, wie ein Felsblock.

Das erſte Bäumchen im Garten des Vaters, das am Morgen des Unglückstages noch friſch und grün daſtand und deſſen Zweige in dem Morgenwind ſich gar luſtig hin und her bewegten, neigte ſich abends tief und ließ wie in ſtiller Trauer ſeine Zweige niederhangen. Am andern Morgen waren die Blätter gelb und fahl, und das Bäumchen lag der Länge nach auf den Boden dahingeſtreckt. —

Wie die Fiſchersleute das Bäumchen in dieſem Zuſtande ſahen, dachten ſie an die Worte des weißſagenden Fiſches, und es ahnte ihnen nichts Gutes. Sie glaubten, daß der Erſtgeborne geſtorben ſei, und weinten vom Abende bis zum Morgen und vom Morgen bis zum Abende wieder. Als aber der zweite Morgen hinter den Bergen aufſtieg und der Morgennebel aus dem Thale wich, ſattelte der zweite Sohn ſein Pferd, empfieng von ſeinen alten Aeltern den Segen und machte ſich auf den Weg, um den armen, verlorenen Bruder zu ſuchen. Die Aeltern ſahen ihm vom Söller noch lange, lange nach und wie ſie ihn ſo in der Ferne verſchwinden ſahen, wurde es ihnen um's Herz ſo ſchwer, als ob ein Zentnerſtein d'rauf läge und ſie den lieben Sohn nicht wieder ſehen ſollten.

Der zweite Sohn ritt aber ſchnell durch Feld und Au, daß der Staub aufflog und das Roß dampfte, denn er hatte

keine Ruhe, ehe er ſeinen Bruder finden thäte. Als aber die Sonne zur Küſte ging und ihre letzten goldenen Strahlen in das Thal ſandte, kam er zum dunkeln Forſt, in dem die alte Hexe wohnte und ſein Bruder verſteinert war. —

Er beſann ſich nicht lange und lenkte ſein Roß in die finſtere Waldung hinein. Er war noch nicht lange geritten, ſo verfinſterte ſich der Himmel, die Nebel huſchten, wie Geſpenſter, hin und wieder und ein entſetzlicher Regen ſchien anzuziehen. Der Reiter ſetzte ſeinem Pferde die Sporen ein, daß es ſich faſt bäumte, und ſprengte in wilder Eile weiter, denn er wollte ein Obdach vor dem Gewitter finden. Es dauerte nicht lange, ſo kam er zu einer Hütte und er ſchwang ſich vom Pferde und trat in die Behauſung. Dieſe war aber keine andere, als die der alten Hexe, und als dieſe den ſchmucken Jüngling ſah, verzauberte ſie ihn, und er ſtand neben ſeinem Bruder ebenfalls als Stein da. —

Am Tage darauf, als es noch früher Morgen war, gingen der Fiſcher und ſeine Frau in den Garten — und da hatte ſich auch das zweite Bäumchen über Nacht geneigt, und als es Mittag war, da hatte es ſich ganz zur Erde gebeugt und die Blätter waren dürr und roſtgelb, wie die Eichenblätter im Winter. Den Aeltern wurde aber gar traurig ums Herz, und ſie ſetzten ſich neben dem Bäumchen auf die Raſenbank und hier weinten ſie von Mittag bis Mitternacht und von Mitternacht wieder bis Mittag, und als der dritte Tag anbrach, waren ihre Augen noch nicht trocken. —

Als aber der dritte Tag anbrach, hatte der jüngſte der Brüder ſein Pferd geſattelt und gezäumt und wollte von

dannen reiten, um ſeine beiden Brüder zu ſuchen. Die Aeltern wollten ihn aber nicht ziehen laſſen, denn ſie fürchteten das gleiche Loos auch für den Dritten, und dann hätten ſie kein Kind und keinen Erben mehr gehabt. Er gab nicht nach und bat und flehte, bis er ihren Segen erhielt und ziehen durfte. Froh und kühn ſprengte er vom Hauſe ſeiner Aeltern weg und ritt und ritt, bis er zum Walde kam, in dem ſeine Brüder verzaubert ſtunden. Er ſprengte auf dem Wege vorwärts in den Forſt hinein und war guter Dinge. Da trübte ſich plötzlich der Himmel, es wurde dunkel und dunkler, und endlich rauſchte der Regen in Strömen nieder. Der Fiſcherſohn hätte wohl im Trocknen ſein mögen, allein ihm kam es in dieſem Walde ſo unheimlich vor, daß ihm der Boden unter dem Pferde zu brennen ſchien, und als er das einſame Häuschen ſah, in dem die Hexe wohnte, wurde es ihm noch unheimlicher, und er ſprengte trotz alles Regens ſpornſtreichs in die nächſte Stadt.

Wie groß war aber ſein Staunen, als er durchs Thor eingeritten war! Die Stadt, die von Weitem ſo ſtolz und prächtig ſchien, war ſtill und öde, wie ein Grab, und die Palläſte hatten gar ein düſteres Ausſehen, denn ſie waren ſammt und ſonders mit ſchwarzen Tüchern behängt. Und wie die Häuſer ſahen auch die Leute aus, ſie ſchlichen ſchwarz gekleidet, wie Geſpenſter, durch die weiten, traurigen Straßen und Gaſſen.

Als der Fiſcherſohn dieß ſah, ward er anfangs verdutzt, doch bald erholte er ſich vom erſten Staunen und dachte ſich: »Was das Ding zu bedeuten hat, mußt du auch wiſſen. Bald

begegnete er einem Burſchen, der ſo durch die Gaſſe einherſchlenderte, und fragte ihn, warum die Häuſer hier ſchwarz bekleidet ſeien. —

Der Burſche ſah den Fremdling mit großen Augen an und meinte, das ſei doch kurios, daß ein Menſch kein Wörtchen vom Drachen wiſſe, der da oben auf dem Berge wohne. Als der Knabe ſah, daß der Reiter ſich nicht bloß unwiſſend ſtelle, ſondern es wirklich ſei, erzählte er weiter, daß man täglich dem Drachen einen Menſchen vorwerfen müſſe, um ſeinen Hunger zu ſtillen, und daß heute das Loos die ſchöne Königstochter getroffen habe. — »Da giebt es eine Gelegenheit deinen Muth zu zeigen,« dachte ſich der Fiſcherſohn, und ließ ſich den Berg zeigen, wo der ſcheußliche Drache wohnte und auf ſeine Beute harrte. Er ſtieg nun mit Schwert und Lanze den ſchmalen Felsſteig hinan, bis er zu einer alten, grauen Kapelle kam, bei der der ſiebenköpfige Drache ſeine Beute zur Mittagszeit holte. Bewaffnet wartete er auf das Unthier und empfahl ſich dem Schutze Gottes.

Als der Mittag angenaht war, wurde die ſchöne Königstochter herbeigeführt. Sie war gar traurig und trug ein ſchwarzes Kleid. Wie ſie bei der Kapelle war, kniete ſie nieder und betete und große Thränen kugelten über ihre feinen Wangen, denn es kam ſie das Sterben gar zu ſchwer an.

Kaum hatte aber der ſiebenköpfige Drache ſein Opfer entdeckt, ſo donnerte er auf die Princeß los und wollte ſie verſchlingen. Da ſchleuderte der Fiſcherſohn ſeine Lanze auf das Unthier, und es ſank blutend zu Boden und ringelte vor Schmerz ſich zuſammen. Er war aber nicht faul, eilte herbei, tödtete das

Unthier mit dem Schwerte vollends und riß ihm aus jedem Rachen die Zunge heraus und nahm alle sieben zu sich. Die schöne Königstochter war nun befreit und weinte vor Freude. Sie fand nicht genug Worte, um ihrem Retter zu danken, und gab ihm ihren schwarzen Schleier zum Pfande. Er war darüber hoch erfreut und eilte von dannen, denn er dachte wieder seiner Brüder.

Indessen hatte es den Laternanzünder und den Nachtwächter gewundert, wie es etwa der Königstochter ergangen sei, und sie stiegen zur Kapelle hinan. Wie sie dort angekommen waren und die schöne Princeß lebend, den Drachen aber todt fanden, verabredeten sie sich untereinander und machten die Erlöste schwören, daß sie bei ihrem Vater den Laternanzünder als ihren Retter nennen wolle. Die Königstochter that es, weil sie keine Ausflucht sah, und ging mit dem Laternanzünder in die Stadt und zu ihrem Vater.

Der alte König konnte sich vor Freude nicht fassen, als er seine liebe Tochter noch am Leben sah, und fiel bald ihr und bald dem Laternanzünder um den Hals, denn er glaubte, daß dieser der Erretter sei, weil er die sieben Köpfe des Drachen aufwies.

Der König wußte ihn nicht besser zu lohnen, als wenn er ihn zu seinem Eidame machen würde, und versprach ihm die Hand seiner Tochter. Allein die schöne Princeß hatte zu diesem Bräutigam gar keine Freude, weil er nicht der rechte war, und war sinnend und traurig. Ihre rothen Wangen wurden bläßer und ihre Augen blickten nicht so freudig in die Welt wie sonst. Der alte König fragte wohl oft, was

ihr fehlte. Allein sie schwieg und war nachdenkend, denn der Schwur lag ihr am Herzen und lähmte ihre Zunge. So verstrichen Wochen auf Wochen, der Tag der Hochzeit brach endlich an, und der Laternanzünder sollte König werden.

»Wo war aber indessen der Fischersohn?« fragst du mich, mein Kind. —

Nun, der war in den Wald, in dem die Hexe wohnte, zurückgeritten, denn er war ihm so unheimlich vorgekommen, daß er meinte, es müssen dort seine Brüder zu Grunde gegangen sein. Er sprengte durch den düstern Föhrenwald, bis er zur Hexenhütte kam, und als er vor der Hütte die steinernen Pferde sah, die er das erste Mal in der Eile übersehen hatte, dachte er sich: »Holla, da geht es nicht mit rechten Dingen zu,« und hielt sein Roß an. Er ließ nun die graue, meeralte Hexe herauskommen und drohte ihr, wenn sie ihm die zwei Brüder nicht herausgeben würde, mit dem Tode.

Die schlaue Alte wollte lange von den Brüdern Nichts wissen und suchte allerlei Ausflüchte. Als sie aber sah, daß der Reiter das Schwert zog und puren Ernst machen wollte, zog sie ein Fläschchen aus ihrem Sacke hervor und gab es dem Fischersohn. —

»Wenn du deine Brüder wieder haben willst, so befeuchte mit diesem Safte die Steine, die du hier siehst,« raunte die böse Alte und schwieg. —

Der Fischersohn ließ sich das nicht zwei Mal sagen, befeuchtete die Steine und der Zauber war gelöst. Die zwei Brüder stunden sammt Pferden und Hunden neben ihm und

umarmten und küßten ihren Bruder und Retter. Alle drei Brüder waren hocherfreut, ſchwangen ſich auf ihre Pferde und ritten zu den lieben Eltern zurück. Welche Freude dieſe hatten, als ſie ihre drei Kinder wieder hatten, kann man ſich vorſtellen.

Vater, Mutter und alle drei Söhne waren ſchon einige Tage beiſammen geblieben, da kam dem Jüngſten wieder die ſchöne Königstochter in den Sinn, und es ließ ihn zu Hauſe nicht mehr ſtille ſitzen. Er ſattelte wieder ſein Pferd, ſchwang ſich auf daſſelbe und ritt, wie ſehr ihn auch die alten Eltern baten zu Hauſe zu bleiben, dem Herenwalde und der Königsſtadt zu. Es begegnete ihm auf dem Wege nichts Mißgünſtiges und er kam geſund und froh in der ſtolzen Stadt an. Was für Augen machte er aber, als er durch die ſchönen Gaſſen ritt und alle Häuſer mit rothen Teppichen behängt ſah! Die Leute waren auch überall guter Dinge und ſangen und tanzten und lachten in die Wette.

Darob neugierig fragte er ein Mädchen, das ihm mit einer Kanne begegnete: »Was haben dieſe Feſtlichkeiten zu bedeuten?«

»Ja,« entgegnete ſie, »die Königstochter hat heute Hochzeit mit dem Laternanzünder, der ſie vom Tode befreit hat. Deßhalb iſt heute ein großes Feſt in der Stadt und wir freuen uns mit ihr.«

»Da hab ich auch ein Wörtchen dreinzureden,« dachte ſich der Fiſcherſohn und ritt ſchnurſtraks zur Königsburg, ſprang dort vom Roſſe und eilte die ſilberne Stiege hinauf zum Könige, dem er Alles haarklein erzählte.

Der König ſagte: »Du mußt dem Laternanzünder gegenüber beweiſen, daß du den ſiebenköpfigen Drachen getödtet haſt. Biſt du dieſes zu thun im Stande, ſo wird meine Tochter deine Braut und der andere kommt an den Galgen.«

So ſprach der König und führte den Fiſcherſohn in ein gar prächtiges Zimmer, das vor Gold und Silber glänzte. Im Zimmer ſtand aber der ſtolze Bräutigam und neben ihm ſaß die traurige Braut, die ihn verächtlich anſah und nach dem Fremdling ſich ſehnte. —

Als der alte König und der Fiſcherſohn eingetreten, lächelte die Prinzeß freundlich, allein ſagen durfte ſie nichts von wegen des Schwures.

»Beweiſe,« ſprach der König zum Laternanzünder, »daß du meine Tochter gerettet haſt, denn dieſer, der mir zur Seite ſteht, läugnet es.«

»Es wird wohl Zeugniß genug ſein, daß die ſieben Köpfe, die ich dem Drachen abgeſchlagen, hier liegen,« antwortete ſtolz der falſche Bräutigam.

Da ging der Fiſcherſohn hin, öffnete die ſieben Drachenköpfe und ſagte: »Es ſind hier wohl die Köpfe, aber es fehlen die Zungen. Nun ſprich du, Herr König! aus, wer von uns der Drachentödter ſei. Ich habe die Zungen, dieſer da die Köpfe ohne Zungen.«

»Der die Zungen beſitzt, hat das Unthier erlegt und ſoll mein Sohn ſein,« entſchied der alte König. —

Der Fiſcherſohn zeigte nun die Zungen und den ſchwarzen Schleier vor und wurde als der Drachentödter erkannt.

Der Königstochter fiel nun der Stein vom Herzen und sie wurde noch in derselben Stunde mit dem stattlichen Ritter getraut. Der Laternanzünder wurde aber wegen seines Betruges noch am nämlichen Tage erhängt und hängt noch, denn er wurde noch nie herabgenommen.

26.

Unſer Herr als Bettler.

Es iſt ſchon lang, lang her, da lebte einmal ein altes Weiblein, das entſetzlich arm und nöthig war. Sie konnte ſich wenig verdienen und betteln gehen wollte ſie nicht, denn ſie dachte immer: »Lieber als daß ich betteln geh', verkaufe ich meinen Löffel.« — Wie das arme Weiblein nun einmal in ihrem Stübchen ſo daſaß und über ihre Noth nachdachte, kam ein Bettelmännlein, das war recht zerlumpt und ſah ſo bleich und mager aus, wie die theure Zeit. Das Bettelmännlein bat gar ſchön und um Gotteswillen um ein kleines Almoſen und das Weiblein wußte faſt nicht, was ſie thun ſollte, denn ſie hatte Nichts als eine Henne, und den Bettler ganz leer weggehen laſſen wollte ſie auch nicht. — Sie wurde endlich mit ſich einig und hieß den Bettler ſich ſetzen und ein wenig ausraſten; dann ging ſie in die kleine Küche, ſtach die Henne ab, kochte ſie und ſetzte dieſelbe und eine kräftige Suppe dem Bettler vor. Der Alte ließ ſich Suppe und Henne gefallen, aß recht wacker los und, als er wegging, konnte er faſt nicht aufhören zu danken. Als das arme Männlein ſchon

zur Thüre hinaus war, erinnerte sich das Weiblein, daß sie noch ein wenig Tuch im Kasten habe, und holte gleich ein Stückchen vom Tuch für den Bettler, damit er sich ein Hemd machen könnte. Mit dem Tuche lief sie nun dem Bettler nach und schenkte es ihm. Das Männlein nahm es lächelnd mit Dank an und sprach: »Weil du mit mir so gut gewesen bist, so schneide Tuch herab, bis die Sonne untergeht.« Er sprach's und verschwand glänzend, wie ein Wölklein, das bei Sonnenuntergang am Himmel hängt. —

Das Weiblein ging nun eilig nach Hause und fing an Tuch herabzumessen und nahm sich den ganzen Tag durch kaum Zeit zu athmen, so beschäftigt war sie. Und wie die liebe Sonne hinter den Bergen zur Ruhe ging, da war das ganze Häuslein, in dem sie wohnte, gesteckt voll schneeweißer Leinwand, die so schön war, daß sich der Kaiser daraus hätte das Festtagstischzeug machen lassen können. — Sie maß noch fort und als die schwarze Nacht kam, hatte sie keinen Platz mehr für ihr Tuch und mußte viele, viele Stücke bei guten Nachbarn aufbehalten lassen. Da machte wohl manche Bäurin Augen auf das schöne Tuch, daß man ihr's leicht ansah, wie gern sie's gehabt hätte. —

Dem Weiblein fehlte es aber nie mehr, so lange es lebte, an Gottes Segen, und es that auch den Armen immerfort gar viel Gutes.

27.

Was ist das Schönste, Stärkste und Reichste?

Standen einmal zwei Bauern vor Gericht, ein reicher und ein armer. Sie zankten und schalten eine geraume Weile, bis endlich der Spaß dem Richter verleidete. Dieser war ein sehr kluger Herr und wußte sich oft durch einen geschickten Einfall die Leute vom Halse zu schaffen. «Wißt ihr was?« sagte er zu den beiden Bauern, »laßt des Streites ein Ende sein und derjenige von euch, der bis morgen zu sagen weiß, was das Schönste, Stärkste und Reichste auf der Erde sei,— der hat den Proceß gewonnen. Wie der reiche Bauer das hörte, machte er sich voll Freude auf den Weg und sprach zu jedem, der ihm begegnete, höchst vergnügt von der Weisheit und Gerechtigkeit des Richters. »Denn,« dachte er in seinem thörichten Sinne, »daß mein Weib das Schönste auf der Erde ist und daß meine Ochsen das Stärkste sind und ich selber der Reichste bin, das ist so klar, wie die Sonne.«

Der arme Bauer hingegen schnitt bei dem Spruche des *Richters* ein langes Gesicht, blieb eine Weile stehen und *machte sich* endlich langsam und verdrießlich auf den Weg.

Er murrte bei sich selbst über die Thorheit und Ungerechtigkeit des Richters und wenn ihn jemand ansprach und fragte, warum er so unwillig drein schaue, so ging jedesmal das nämliche Donnerwetter los.

Bald hatte er seinen Hof erreicht. Die Tochter arbeitete eben im Garten und als sie den Vater mit »hängendem« Kopfe daherschlottern sah, dachte sie sich sogleich: »Holla, heut ist's nicht gut ausgegangen.« Denn sie hatte die Wetterzeichen an der Stirne des Alten von Kindheit auf genau kennen gelernt. »Schau Vater,« rief sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit, »so herrlich sind uns die Krautköpfe noch nie gerathen. Sieh da, so große Kugeln und kein Würmlein darauf.«

»Was Krautköpfe,« schrie der Alte zornig, »der Richter ist ein Krautkopf.« »Habt ihr's verspielt, Vater?« fragte das Mädel. »Verspielt hab ichs nicht, aber bis morgen soll ich dem Richter sagen, was das Schönste sei auf der lieben Erde, und was das Stärkste und was das Reichste. Errath' ichs nicht auf ein Haar, so ist alles hin.« »Seid gescheidt, Vater,« rief freudig die Tochter, »das Schönste ist ja der Frühling, das Stärkste der Erdboden und das Reichste der Herbst.« »Du magst recht haben,« meinte der Alte, nachdem er, auf den Gartenzaun gestützt, eine Zeit lang nachgedacht hatte.

Am andern Tage traten die beiden Bauern wieder vor den Richter. Noch bevor dieser Zeit hatte zu fragen, platzte der Reiche heraus: »Das Schönste, Herr Richter, ist mein Weib, das Stärkste sind meine Ochsen und das Reichste bin ich. Den Preis hab ich gewonnen!«

»Und was sagst du auf meine gestrige Frage?« sagte der Richter, zum Armen sich wendend. »Heraus mit der Sprache!« »Ich meine, das Schönste sei der Frühling, das Stärkste der Erdboden und das Reichste der Herbst.« »Brav,« rief der Richter und klopfte ihm auf die Achsel, »du hasts errathen und den Prozeß gewonnen. Aber bevor du nach Hause gehst, mußt du mir sagen, ob das dein eigener Einfall ist oder nicht.« »Nicht der meinige,« sagte der Bauer, »sondern meine Tochter daheim hat mir so gut gerathen!« »Nun so sage deiner klugen Tochter, wenn sie im Stande ist unangekleidet und doch nicht nackt, nicht bei Tage und nicht bei Nacht, nicht auf Straßen und nicht auf Seitenwegen von der Heimat zu mir in die Stadt zu kommen, so soll sie meine Frau werden!« Dem armen Bauer schaute die Freude aus den Augen heraus und er versprach seiner Tochter alles getreulich auszurichten.

Beide Bauern machten sich auf den Weg nach Hause. Aber heute war's anders, als gestern. Der Arme sprach zu jedem, der ihm begegnete, fröhlichen Muthes von der Weisheit und Gerechtigkeit des Richters, der Reiche hingegen murrte bei sich selbst über dessen Thorheit und Ungerechtigkeit und wenn ihn jemand ansprach und fragte, warum er so unwillig dreinschaue, so ging jedesmal das nämliche Donnerwetter los.

Als der Arme nach Hause kam, hörte er seine Tochter schon zum Fenster herausrufen: »Nicht wahr, Vater, ich habs errathen!« »Freilich hast du's errathen, du Blitzmädel. Und dann noch etwas!« »Was denn Vater?« »Der Herr Richter

läßt dir ſagen: »Wenn du im Stande biſt unangekleidet und doch nicht nackt, nicht bei Tage und nicht bei Nacht, nicht auf der Straße und nicht auf Seitenwegen von der Heimat zu ihm in die Stadt zu kommen, ſo ſollſt du ſeine Frau werden!« »Ich Frau Richterin werden!« rief überraſcht das Mädel, »das wäre gar nicht übel, da muß ich meine Klugheit ſchon recht zeigen!«

Sie dachte nun nach, wie ſie die Sache recht geſcheidt anfangen ſollte, und kam bald auf einen klugen Einfall. Ein Paar Stunden, bevor der Tag heimging, ließ ſie den Weg von der Heimat bis zur Stadt mit Brettern belegen, warf ſich ein Fiſchernetz um und ſo ging ſie bei der Abenddämmerung über den Bretterweg zum Richter. Dieſer, hocherfreut über die Klugheit des Mädchens, hielt getreulich ſein Wort und in einem Monat wurde die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert. Nur eine einzige Bedingung hatte der Bräutigam ſeiner Braut geſetzt. Sie ſollte nämlich niemanden, der vor ihm einen Proceß zu führen habe, irgend einen Rath ertheilen.

Da kam eines Tages ein Bauer zur Frau Richterin und erzählte ihr, daß er mit ſeinem Nachbar viel zu ſtreiten habe und daß er eben jetzt deßwegen in großer Verlegenheit ſei. Er bat ſie daher, ſie möchte ihm einen weiſen Rath geben. Die Richterin weigerte ſich anfangs ſtandhaft und erklärte dem Bauer weitläufig, daß ſie durch einen ſolchen Beiſtand ihren Rang und ihren Mann verlieren würde. Da fing der Bauer an, alle weiſen Räthe und Ausſprüche, die er je von ihr gehört hatte, aufzuzählen, und nun hatte er den rechten Fleck nicht verfehlt. Die Frau ließ nun ein Wort nach dem andern fallen und

endlich ſagte ſie ihre Meinung rund heraus. »Aber ſage beileibe Niemanden wer dir gerathen hat! — Hörſt du!« rief ſie dem Bauer noch nach. Dieſer ſtellte ſich nun vor Gericht und ſein Gegner mußte der Weisheit der Frau Richterin unterliegen. Dem Richter aber kam es gleich in den Sinn, woher etwa der Bauer ſeine Klugheit geholt haben möchte. Er nahm ihn daher bei Seite und fragte ſo lange hin und her, bis er geſtand, daß des Richters Gemahlin ſeine Rathgeberin geweſen ſei. »Mein Weib muß im Augenblick aus dem Hauſe!« ſchrie der Richter im grimmigſten Zorne.

Seine Frau aber, die dieß gehört hatte, ließ ſich nicht ſo leicht irre machen, trat muthig in die Gerichtsſtube und bat ihren Mann recht liebreich, er möchte ſie doch noch einmal an ſeiner Seite eſſen und dann beim Weggehen das Liebſte mit ſich nehmen zu laſſen. Das wurde ihr geſtattet.

Als es Eſſenszeit war, ſetzten ſich die beiden Eheleute zuſammen; ſie konnte hie und da ein ſpöttiſches Lächeln nicht verhalten, er aber ſuchte ſeinen Zorn mit dem rothen Säftlein zu löſchen. Er that aber des Guten zu viel, nickte bald einigemal mit dem Kopfe und begann endlich ganz kräftig zu ſchnarchen.

Nun packte die Richterin ihren Mann — der war ja ihr Liebſtes — auf den Wagen und fuhr damit auf und davon. Als die holperige Straße das Räuſchchen herausgerüttelt hatte, erwachte der Richter und er durfte nicht erſt

seine Frau fragen, was geschehen sei. Er merkte schon, daß sie einmal wieder die Klügere gespielt habe, bat sie um Verzeihung und führte sie wieder nach Hause. Sie lebten noch viele, viele Jahre in Frieden und Eintracht beisammen und der das Geschichtlein erzählt hat, thäte nicht wünschen, daß alle Weiber so klug wären, wie die Frau Richterin.

28.

Werweiſs?

Vor undenklichen Zeiten hauste einmal ein Wirth nahe bei einem Walde. Er war ſehr geitzig und that mit dem kleinſten Dinge, als ob es Goldes werth wäre. Zur ſelben Zeit lebte ein mächtiger, reicher König, und der ſchaute das Geld nicht an, ſondern lebte in Saus und Braus. Einmal ſchrieb der König eine Jagd aus und ſetzte für das beſte Waidſtück einen herrlichen Lohn. Wenn einer von Adel das beſte Wild erjagen würde, ſollte er des Königs Tochter zur Frau erhalten, wenn ein Gemeiner, ſo ſollte dieſer mit Gold reichlich belohnt werden.

Der Tag der Jagd brach an und auch unſer Wirth war dabei, denn die Belohnung ſtach ihm zu ſehr in die Augen. Den ganzen Tag wurde gejagt und geblaſen und die Hunde bellten, daß es in den Wäldern einen Höllenlärm gab. Abends war die Jagd vollendet und den Preis erhielt ein Graf, der einen ſtolzen Hirſch mit goldenem Geweihe erjagt hatte. Der Wirth war aber mit ſeinem Tagewerk auch nicht unzufrieden, denn er hatte ein wildes Männlein, das ein goldenes Schwert

trug, eingefangen und mit ſich heimgebracht. Das Männlein war ſo lieb und nett, daß der Wirth einen Glaskaſten über daſſelbe machen ließ und ihn auf den Kaſten ſtellte und wenn Jemand den Wirth beſuchte, ſo mußte er auch das wilde Männlein im Glaskaſten ſehen.

Die Wirthsleute hatten auch ein Söhnlein. Das war ein munterer, feiner Knabe und das einzige Kind im Wirthshauſe. Das wilde Männlein gefiel ihm gar über die Maaßen wohl und ſtundenlang ſtand er vor dem Kaſten und konnte ſich an dem kleinen Wichte und an dem funkelnden Schwerte nicht ſatt ſehen. »Wenn ich nur auch ſo ein ſchönes, goldenes Schwert hätte,« dachte ſich immer der Knabe, denn laut zu ſagen wagte er es nicht ſeines geitzigen Vaters wegen. Als er einmal allein in der Kammer war und das Männlein im Glaskaſten gar lieb und freundlich that, gewann der Knabe ein Herz und ſagte; »O liebes Mannl! ſchenke mir doch dein goldenes Schwert! Ich bitte dich gar ſchön.«

»Gerne geb ich es dir,« antwortete das Männlein, »doch nur unter einer Bedingung. Du mußt mich aus dem Kaſten laſſen und es Niemandem ſagen. Thuſt du das, ſo ſollſt du mein Schwert haben.«

Der Knabe war mit dieſer Antwort zufrieden und verſprach dem Männlein, was es verlangte. Aber nun fragte es ſich, wie er zum Schlüſſel des Glaskaſtens gelangen könnte, denn die Mutter mußte ihn wie einen Schatz bewahren und trug ihn immer bei ſich. Der Knabe war geſcheidt und wußte bald Rath. Er ging zur Mutter und bat ſie, ihm Läuſe zu ſuchen. Die Mutter hatte heute am willigen Kinde die größte

Freude, denn sonst wollte der Knabe sich diese Arbeit nie gefallen lassen. Die Mutter kämmte ihm nun das Haar aus und suchte und suchte, und während sie ihr ganzes Augenmerk auf die kleinen Thierlein gerichtet hatte, huschte der Knabe mit seiner Hand in den Küttelsack der Mutter und nahm ihr unbemerkt den Schlüssel heraus.

Der Bursche war nun froher Dinge, lief in die Kammer, wo das kleine Männlein stund, und ließ es aus dem Kasten.

Das Männlein hielt auch sein Wort, dankte seinem kleinen Befreier und schenkte ihm das goldene Schwert. Darauf sprang es zum Fenster hinaus und war in einem Nu in den Wald verschwunden.

Der Wirthsknabe mit dem goldenen Schwert wußte nun vor Freude fast nicht, was er anfangen sollte, stellte sich in den gläsernen Kasten hinein und that gerade so, wie das Männchen. Da kam aber die Mutter dazu und die erschrack nicht wenig, als sie ihren Buben im Glaskasten und vom Männlein keine Spur mehr sah. Sie rief gleich den Vater herbei und als dieser sah, was geschehen war, holte er sich birkene Ruthen, nahm den Knaben aus dem Kasten und schlug ihn so, daß er keinem Menschen mehr glich. Den so übel zugerichteten Kleinen warf er dann über die Mauer in den Anger hinaus mit den Worten: »Nun packe dich und geh zu deinem wilden Mann! hinaus!«

Der Knabe lag nun lange, lange im grünen Grase drauſſen, ohne zu sich zu kommen. Als er endlich die Augen aufschlug, stand das Männchen vor ihm, hielt ihn und nahm

ihn zu sich. Es führte ihn in den kühlen Wald hinaus, gab ihm Alles, was er brauchte, und zog ihn auf, wie sein eigenes Kind. Der Knabe wuchs zusehends und ward immer schöner und stärker. Als er größer und stark genug war, um eine Lanze schwingen zu können, lehrte ihn das Männlein die Ritterspiele und der Bube hatte seine größte Freude daran und lernte, daß es eine Lust war. Als er nun ausgelernt hatte, gab ihm das Männlein ein neues gar läppisches Kleid und ein Schwert und sagte zu ihm: »Du bist nun erwachsen und sollst auch die Welt sehen. Gehe nun aus dem Walde und suche die Königsstadt. Hast du diese gefunden, so diene an dem Hofe des Königs. Wenn dich aber Jemand fragt, wer du seiest, so sage immer: »Werweiß? und schweige sonst. Wenn dir aber etwas fehlt, so rufe mich. Ich werde dann gewiß kommen und dir helfen.« —

Mit diesen Worten entließ er den Wirthssohn aus dem Walde. Der war gar wunderlich aufgelegt, als er wieder ins Freie hinaus kam. Er war traurig und froh zugleich und so wanderte er weiter, bis er zur Königsburg kam. —

Als ihn dort der Wächter sah, mußte dieser laut auflachen, denn der Junge war gar absonderlich gekleidet und sah aus, wie ein Narr. Der Knabe wollte nun durchaus zum Könige, die Wächter aber ließen ihn nicht und hatten ihn zum Besten. Sie thaten ihm allerlei Fragen und er antwortete immer nur: »Werweiß?« und deßwegen hießen sie ihn nur Werweiß. Einem Diener gefiel aber der schöne, räthselhafte Jüngling und dieser meldete ihn dem Könige, der nun den Werweiß zu sich kommen ließ. Der König gewann

nun den wunderlichen Jungen lieb und ließ ihn in der Küche anstellen. Werweiß that nun Dienste als Küchenjunge, mußte Wasser tragen, Feuer machen, Holz spalten und Töpfe und Teller spülen. Das war aber dem Werweiß zu schlecht und er hätte aus der Küche wegkommen mögen. Deßwegen zerschlug er, als er einmal allein war, alles Küchengeschirr und trat die Scherben mit Füßen. Da kam aber das kleine Waldmännlein, verwies ihm dieses Treiben und machte alles wieder ganz.

Werweiß war aber damit nicht zufrieden und zertrümmerte noch zweimal das Küchengeräthe, Teller, Töpfe, Schüsseln, Häfen, Pfannen und Pfännlein. Aber immer kam das winzige Männlein und machte das Zertrümmerte wieder ganz. Das dritte Mal hatte ein Küchenjunge gesehen, wie Werweiß das Geschirr zu Stücken schlug, und dieser sagte es dem Koche. Der Koch war aber darüber böse und jagte den Werweiß aus der Küche in den Stall hinunter. Der frühere Küchenjunge war nun Stallknecht und mußte die Pferde füttern und tränken, sie striegeln und waschen. Das gefiel aber dem Werweiß gar nicht, denn er wäre lieber darauf herumgeritten und hätte lieber Ritterspiele getrieben. In dieser Zeit war der König in den Krieg gezogen, denn seine Feinde waren in das Land eingefallen und verbrannten die Dörfer und verwüsteten die Saatfelder. Da kam es zu einer großen Schlacht und der König hätte bald den Kürzeren gezogen. Wie der Werweiß im Stalle hörte, daß eine sehr bedenkliche Schlacht geschlagen werden sollte, rief er dem Waldmännlein, und Waldmännlein, kam und brachte dem Werweiß

fürſtliche Kleider und ein ganzes Heer von Männlein. Werweiß zog die ſchönen Kleider an, ſchwang ſich auf ein muthiges Roß und kam dem Könige zu Hilfe. —

Als die Feinde den unerwarteten Helfer des Königs und das neue Heer ſahen, verloren ſie den Muth und warfen ſich in die Flucht. Sobald aber die Feinde flüchtig wurden, gab der Werweiß ſeinem Roſſe die Sporen und jagte fort nach Hauſe und die kleinen Männlein mit ihm. Der König wollte dem unbekannten Retter danken, allein er war ſammt Roß und Rüſtung nicht mehr zu ſehen. Wie der König als Sieger nach Hauſe kam, war Werweiß ſchon wieder im Stalle und putzte die Pferde.

Bald brach wieder ein neuer Krieg aus und das Männlein brachte ein Heer und Werweiß kam damit dem Könige zu Hilfe und verhalf ihm zum Siege. Nach vollendeter Schlacht wollte der König dem Retter danken, allein er war nirgends mehr zu ſehen, denn er war wie im Sturm davon geeilt. Den König wunderte es wohl oft, wer ſeine Helfer geweſen waren, allein er mochte forſchen und fragen, wie er wollte, nirgends konnte er eine Spur von den ſchönen Fürſten, die ihm zu Hilfe gekommen waren, entdecken. Und wie es dieſe zwei Mal gegangen war, ſo ging es auch das dritte Mal. Es kam wieder ein Fürſt mit ſeinem Heere und ſchlug die Feinde und ritt dann mit ſeinen Mannen ſo ſchnell, als ein Wetter, davon. — Werweiß war aber, als der König heimkehrte, ſchon wieder im Stalle und putzte die Pferde. Allein das Stallknechtſein wollte ihm gar nicht behagen und er dachte: »Wenn ich doch aus dem verfluchten Stall draußen

wäre!« Wie ſollte er aber da hinauskommen?! — Er ließ alle Pferde los und trieb ſie gegen einander. Da ſchlugen und traten ſie ſich blutig, daß es ein Grauſen war. »Wenn die andern das ſehen, wird mich der Stallmeiſter aus dem Stalle jagen,« meinte Werweiß. Allein der Junge hatte ſich verrechnet. Denn es kam das Waldmännlein und machte alle Pferde wieder geſund, als ob ihnen gar Nichts geſchehen wäre. —

Werweiß war aber deßwegen im Stalle nicht zufriedener und ließ die Pferde noch zwei Mal los und dieſe ſchlugen ſich mit den Hufen ſo blutig, daß das Blut über den Boden rann. Allein es half ihm nicht, denn es kam immer das kleine Waldmännlein und machte die Pferde geſund und heilte die Wunden. Das dritte Mal hatte aber der Stallmeiſter den Höllenlärm, den die losgelaſſenen Pferde im Stalle machten, gehört, wurde böſe und jagte den Werweiß aus dem Stalle.

Der Junge war nun ohne Dienſt und wußte nicht wo an und wo aus. Da erbarmte ſich ſeiner der Gärtner und nahm ihn als Gartenjungen an. Werweiß mußte nun im Garten helfen, die Pflanzen bewäſſern, die welken Blätter abpflücken und der Blumen pflegen und das gefiel ihm beſſer, als in der Küche helfen und die Roſſe ſtriegeln. Da ſtand er wohl oft bei den Roſen und wenn er in ihren Kelch ſah und ihren Duft einathmete, wurde ihm ſo wohl, daß er mit keinem Könige getauſcht hätte. Er trug, wenn er im Garten war, immer einen Strohhut und hatte ihn ſo in das Geſicht gedrückt, daß ſeine ſchönen, goldenen Haare faſt gar nicht

gesehen wurden. Und wenn Werweiß so die Blumen begoß oder bei ihnen sinnend stand oder gar jätete, da saß die älteste Königstochter wohl auf dem marmornen Söller droben und schaute in den Garten hernieder. Und so oft sie den Gartenjungen sah, konnte sie fast ihre Augen nicht wieder wegwenden, denn er gefiel ihr so wohl, weil er so schön, wie der Mai, war. Hatte sie ihn bei Tage gesehen, dann kam er ihr auch im Schlafe vor und es träumten ihr vom Gärtnerknaben die wunderlichsten Dinge. Einmal sah sie ihn wieder im Garten drunten bei den Blumen und da konnte sie nicht mehr droben bleiben, sondern mußte hinunter steigen. Sie ging zu ihm hin und bat um einen Blumenstrauß. Allein wie sie auch bat, Werweiß gab ihr keine Blumen, denn er wollte ihnen nicht das Leben nehmen, und gab ihr auch keine Antwort. Wie alles Bitten und Flehen nichts half, da wurde die Königstochter böse und ging zu den Rosen hin und riß die schönsten davon ab. Als Werweiß dieß sah, vergaß er das Gebot des Waldmännleins und sprach: »Reiße nicht die Rosen ab, denn« — — da fiel ihm aber die Rede des Männleins, die er im Zorne vergessen hatte, wieder ein und er schwieg und that, als ob er sich schämte. Wie er so dastand und leicht erröthet war, konnte ihm die Königstochter nicht mehr böse sein. Sie ging ihm näher und sprach: »Junger, nimm doch einmal deinen Hut ab, damit ich deine Haare sehen kann, ich bitte dich gar schön.«

Werweiß stellte sich aber, als ob er kein Wort verstände. Als die schöne Königstochter das sah, meinte sie wirklich, er verstehe ihre Rede nicht, ging auf ihn zu und wollte ihm den

Strohhut lüften. Das ließ aber der ſchöne Gärtnerjunge nicht geſchehen und lief auf und davon, denn er fürchtete, an ſeinen Locken erkannt zu werden. Traurig und ſinnend ſtand die Princeß bei den Roſen und ging dann auf ihr Zimmer zurück, um vom räthſelhaften Jüngling zu träumen. Sie ſtand ſeit dieſer Zeit noch öfter, als früher, auf dem Söller oder am Fenſter und ſah in den Garten hinab. Und wenn ſie den Jungen drunten ſah, vergaß ſie Leid und Weh und fühlte ſich gar glücklich. —

Indeſſen war ſeit den Kriegen faſt ein Jahr vorüber gegangen und es ſtanden die Bäume wieder mit goldenen oder rothen Blättern da und ſchüttelten ſie in das bereifte Gras.

Da dachte der König wieder an die drei Schlachten und an die drei Könige, die ihm zur Hilfe gekommen waren. Wohl oft hatte er an die ſchönen Helden gedacht und Boten ausgeſandt, um ſie aufzufinden, allein alles Suchen war vergebens. Da fiel ihm ein, ein großes Hochzeitfeſt zu veranſtalten und wenn die drei Könige kommen würden, jedem von ihnen eine ſeiner ſchönen Töchter zu geben. Er bereitete alſo ein großes königliches Feſt, das zwei Tage dauern ſollte, und lud aus Nah und Ferne Gäſte ein. Selbſt in die Nachbarländer ſandte er Herolde und ließ Fürſten und Grafen zur Hochzeit laden. Seinen Töchtern aber gab er wundervolle, prächtige Geſchenke. Dieſe ſollten ſie den Königen als ihren Erwählten geben. Wie der Tag des Feſtes anbrach, gab's ein Reiten und Fahren, als ob die wilde Fahrt los wäre. Droben im Königsſchloſſe waren alle Thüren und Thore bekränzt und im Saale wurde muſicirt, als ob man

im Himmel wäre. Der König und seine drei schönen Töchter empfingen oben im Saale die Ankommenden und waren so schön gekleidet, daß man nichts Schöneres sehen mochte. Es kam der Mittag, allein die drei Könige kamen nicht. Man setzte sich zur Tafel und aß und trank, aber der König war schwermüthig und konnte nicht heiter werden. So ging es bis zum Abend. Da gingen die zwei jüngern Töchter zum Vater und sagten: »Was sollen wir mit den prächtigen Geschenken thun? Die Könige kommen doch nicht mehr.«

Da erwiderte der König: »Wegen meiner was ihr wollt, arme Kinder.«

Die zwei Töchter kehrten nun zurück, holten ihre Geschenke und gaben sie zwei Rittern, die ihnen am liebsten waren.

Die Aelteste saß aber ruhig und ernst da und gab ihr Geschenk Keinem. Sie dachte an den schönen Gärtner, der ihr so wohl gefiel und den sie heute noch nicht gesehen hatte. Die Schwestern merkten das und neckten sie mit dem Gärtnertroll, wie sie ihn nannten. Sie erwiderte aber kein Wort. Als man vom Tische aufgestanden war, holte sie das Geschenk und stieg in den Garten hinunter. Dort stand Werweiß sinnend bei den Rosen und war gar traurig. Wie sie ihn sah, hatte sie die größte Freude und gab ihm das prächtige Geschenk. Er küßte ihre Hand und wollte danken, aber da fiel ihm die Rede des Waldmännleins ein und er schwieg. — Traurig gingen Werweiß und die Königstochter von einander, denn es war ihnen gar schwer ums Herz. Noch trauriger war aber der alte König und es fraß ihm der Gram fast das Herz

29.

Rieſe und Hirte.

(Vergleiche das Märchen: „Das tapfere Schneiderlein.“ Grimm B. I. S. 126.)

In alter grauer Zeit kam einmal ein Rieſe in ein Thal und der war ſo ſtark, daß ihm faſt Alles möglich war. Er hob ganze Felſen auf und ſchleuderte ſie, wie einen kleinen Stein, ſo weit, daß man ſie faſt nicht mehr ſah. Einmal kam er zu einem Hirten und fragte ihn: »Kannſt du einen Baum ſammt den Wurzeln ausreißen?« — Und mit dieſen Worten riß er eine Fichte, die einzeln da ſtand, aus dem Boden und kehrte das Unterſte zu oberſt.

Der Hirte, der dies ſah, beſann ſich nicht lange und antwortete: »Das iſt keine Kunſt, ich kann's auch.«

Wie dieß der Rieſe gehört hatte, ließ er das gut ſein und fragte weiter: »Kannſt du aber auch aus einem Steine Waſſer herauspreſſen?«

Bei dieſen Worten nahm er einen aſchtrockenen Stein her und preßte und preßte ſo lange, bis endlich das klarſte *Waſſer aus* dem Steine herausrann. Der Hirte ſah zu und *ſagte: »Ja,* das iſt keine Kunſt. Ich kann's auch.«

Da ließ der Riese das Steinpressen wieder gut sein und fragte zum dritten Male: »Kannst du einen Stein so hoch werfen, daß er erst nach einer Viertelstunde wieder zurückkommt?«

Und er warf einen Stein so hoch in die Luft, daß er erst nach einer Viertelstunde wieder auf die Erde fiel. Der Hirte hatte zugesehen und sprach lächelnd: »Das ist keine Kunst. Ich kanns auch. Morgen will ich dir Alles auch machen und vielleicht noch besser.«

Mit diesen Worten gingen sie auseinander. Der Hirte kehrte aber wieder zurück und höhlte fürs erste den Baum aus, den er ausreißen wollte, deckte ihn aber mit der Rinde so fleißig zu, daß man gar nichts merkte. Fürs zweite schaute er sich um ein großes Stück alten Käses und fürs dritte fing er sich einen Vogel. —

Als es am andern Tage noch früh am Morgen war, da kamen schon beide am verabredeten Platze zusammen. Da sprach der Hirte: »Ich kann den Baum nicht blos ausreißen, sondern ihn auch umbiegen.« Er bog nun den ausgehöhlten Baum um, bis er endlich krachte und brach.

Dann sagte er: »Nun will ich aus einem Steine das helllichte Wasser pressen.« — Er nahm nun statt des Steines den alten grauen Käslaib und drückte ihn, bis das helllichte Naß ihm an den Fingern herabrann.

Da machte der Riese große, weite Augen und sprach: »Du bist stärker, als ich gemeint habe. Aber nun mache auch das Dritte!« —

Da antwortete der Riese: »Ich kann den Stein noch höher werfen als du. Der Deinige ist in einer Viertelstunde wieder herabgefallen. Wenn ich aber aus vollen Leibeskräften einen Stein werfe, kehrt er gar nicht mehr wieder.«

Nach diesen Worten bückte er sich nieder und that, als ob er einen Stein aufheben würde. In der That nahm er aber den Vogel, griff aus und warf ihn empor. Dieser spreizte aber seine leichten braunen Flügel aus und flog und flog und kehrte nie mehr wieder.

Der dumme Riese glaubte aber, es sei wirklich ein Stein gewesen und wartete mit aufgespanntem Munde aufs Zurückfallen desselben. Als er aber nie zur Erde fiel, glaubte er, der Hirt sei stärker als er, und gab sich besiegt.

Hier hat auch das Märchen ein Ende und sagt nicht, was nachher der Riese gethan hat.

30.

Die ſingende Roſe.

Ein König hatte drei Töchter, die waren alle drei weit ſchöner als die Jungfräulein heutzutage, und jede von ihnen hatte ſchon das ſechzehnte Lebensjahr überſchritten. Da dachte der König daran, eine von den drei Töchtern zur Königin zu machen. Er wußte aber nicht, welche er den übrigen zweien vorziehen ſollte. Eines Tages ließ er nun alle drei vor ſich kommen und ſagte zu ihnen: »Meine lieben Kinder, ich bin jetzt alt und gebrechlich und jeder Tag iſt mir nur geſchenkt. Bevor ich aber ſterbe, möchte ich alles in meinem Reiche in Ordnung bringen und Eine von Euch zur Erbin des Königreichs ernennen. Gehet nun hinaus in die weite Welt und diejenige von euch, welche bei ihrer Rückkehr eine ſingende Roſe mitbringt, ſoll meinen Thron erben und Königin ſein über das ganze Land.« Als die drei Töchter dieß gehört hatten, nahmen ſie weinend Abſchied von ihrem alten Vater und gingen aufs Gerathewohl hinaus ins fremde Land, jede auf einem andern Wege.

Einmal traf es ſich, daß die jüngſte und ſchönſte von ihnen durch einen finſtern Tannenwald zu gehen hatte. Da

ſangen allerlei Vögel durcheinander, es war eine rechte Freude ihnen zuzuhören. Bald aber fing es an zu dämmern und die Vöglein flogen in ihre Neſter und nach und nach wurde es mäuschenſtille. Da fing es auf einmal an zu tönen ſo hell und laut und ſchön, wie es die Königstochter weder von Vögeln noch Menſchen jemals gehört hatte, und ſie dachte ſich ſogleich: »Das iſt nichts anderes, als die ſingende Roſe.«

Sie ging nun eiligſt auf den Ort los, woher der Geſang zu tönen ſchien. Sie war noch nicht lange gegangen, da ſah ſie auf einem Felſen ein großes, alterthümliches Schloß, von dem die herrlichſten Töne in den Wald herabklangen. Mit allem Eifer ſtieg ſie zum Schloſſe hinan und zog einigemale an der Klinke. Da öffnete ſich endlich knarrend das Thor und ein alter Mann mit langem, eisgrauem Barte ſchaute heraus. »Was iſt dein Begehren?« fragte er griesgrämig die erſchrockene Jungfrau. »Ich möchte eine ſingende Roſe,« antwortete dieſe, »habt ihr nicht eine ſolche in eurem Garten?« »Ja wohl,« antwortete der Alte. »Nun was verlangt ihr dafür, wenn ihr mir dieſelbe mitgebt?« »Zu geben brauchſt du mir gar nichts für die ſingende Roſe. Du kannſt dieſelbe heute noch haben, aber dafür werde ich in ſieben Jahren kommen und dich mit mir in dieſes mein Schloß nehmen.« »So bringt mir nur ſchnell dieſe koſtbare Blume,« rief die Jungfrau erfreut, denn ſie dachte nur an die ſingende Roſe und an das Königreich, nicht aber an das, was nach ſieben Jahren geſchehen ſollte.

Der Alte begab ſich in das Schloß zurück und kam bald wieder mit einer vollen, glühenden Roſe zurück, die ſang ſo

ſchön, daß der Jungfrau vor Freuden das Herz hüpfte. Sie ſtreckte begierig die Hand darnach aus und als ſie die Blume in ihren Händen hatte, ſprang ſie wie ein Reh den Berg hinab, der Greis rief aber noch mit ernſter Stimme nach: »Auf Wiederſehn in ſieben Jahren.«

Die Jungfrau wanderte nun mit ihrer Roſe die ganze Nacht durch den finſtern Wald, denn die Freude über die ſingende Blume und das erworbene Königreich ließ ſie alle Furcht vergeſſen. Die Roſe ſang aber auch auf dem ganzen Wege unausgeſetzt fort und je lauter und ſchöner ſie ſang, deſto freudiger, und ſchneller eilte die Königstochter der Heimat zu.

Als ſie daſelbſt angelangt war und dem Vater alles erzählte, was ihr begegnet war, und die Roſe ſo herrlich ſang, da war eine unermeßliche Freude im Schloſſe und der König ließ ein Feſt nach dem andern anſtellen. Bald kamen auch die beiden ältern Schweſtern, allein ſie hatten nichts gefunden und unverrichteter Sache wieder umkehren müſſen. Jetzt wurde die jüngſte Tochter, welche die Roſe gebracht hatte, Königin; der alte Vater aber führte noch die Regierung fort. Die königliche Familie lebte nun recht ſchöne, fröhliche Tage, — allein ſchleunig verſtrich Tag um Tag und Jahr um Jahr.

Endlich ging auch das ſiebente Jahr zu Ende und am erſten Morgen des achten erſchien ſchon der Alte aus dem Schloſſe vor dem Könige und verlangte von ihm diejenige von ſeinen Töchtern, welche die ſingende Roſe nach Hauſe gebracht habe. Da ſtellte ihm der König die älteſte Tochter vor, der Alte aber ſchüttelte unwillig den Kopf und murrte: »Das iſt nicht die rechte.« Wie nun der König ſah, daß

da mit Betrug nichts auszurichten sei, übergab er ihm mit blutendem Herzen das jüngste und liebste seiner Kinder.

Die Königstochter mußte nun mit dem griesgrämigen Graubarte in jenes Schloß wandern, aus dem sie einst die singende Rose geholt hatte. Das war für die schöne Jungfrau ein sehr trauriger Aufenthalt, denn sie hatte niemanden um sich, als den alten Gebieter, und Tag und Nacht dachte sie mit großem Herzeleid an ihren Vater und ihre Schwestern. Andere Freuden hatte sie freilich im Schlosse vollauf, aber nichts konnte sie trösten, weil sie keine liebe Gesellschaft um sich hatte und ihre Gedanken immer in der Heimat waren. Zudem waren ihr alle Thüren und Kästen im Schlosse versperrt und der Alte gab ihr keinen einzigen Schlüssel in die Hände.

Einmal vernahm sie — weiß Gott wo! — ihre älteste Schwester wolle sich mit einem benachbarten Fürsten vermählen und in wenigen Tagen solle die Hochzeit sein. Da ließ es ihr nun keine Ruhe mehr, sie ging zu dem Alten und bat ihn um die Erlaubniß, bei der Hochzeit ihrer Schwester zugegen sein zu dürfen.

»Nun, so geh' halt!« brummte der Alte. »Aber das sag ich dir zum Voraus, den ganzen Hochzeittag hindurch sollst du mir nicht lachen. Uebertrittst du mein Gebot, so zerreiße ich dich in tausend Stücke. Ich selbst werde in einem fort an deiner Seite bleiben und sobald du nur zum Lachen den Mund verziehst, ist's um dich geschehen. Also wohlgemerkt!«

Der Königstochter schien dieß ein Leichtes und am bestimmten Tage erschien sie mit dem alten Graubarte bei der

Hochzeit ihrer Schwester. Es war große Freude im Königsschlosse, als man die lange vermißte Königin wieder herankommen sah. Diese war recht fröhlich und machte sich den Tag wohl zu Nutzen, aber sie vergaß auch das Gebot des Alten nicht und verzog nicht einmal den Mund zum Lachen. Abends mußte sie wieder Abschied nehmen von den Ihrigen und trübselig ging sie mit ihrem Begleiter in das einsame Schloß zurück. Da fingen nun wieder langweilige Zeiten an, so daß die arme Königstochter immer froh war, wenn wieder ein Tag heimging.

Da kam nun einmal das Gerücht zu ihren Ohren, die andere Schwester werde auch in Kürze Hochzeit haben. Da ließ es ihr wieder keine Ruhe und sie fragte den Alten, ob sie denn nicht bei der Hochzeit ihrer zweitgebornen Schwester zugegen sein dürfte. »So geh denn,« brummte der Alte, — »aber dießmal darfst du den ganzen Tag kein Wort reden. Ich werde wieder mit dir gehen und dich fleißig beobachten.«

Der Königstochter schien das ein Leichtes und am bestimmten Tage erschien sie mit dem alten Graubarte bei der Hochzeit ihrer Schwester und es war große Freude im Königsschlosse, als man die lange vermißte Königin wieder einmal herankommen sah. Alles eilte ihr entgegen und begrüßte und bewillkommte sie und fragte sie um allerlei Dinge. Sie aber that, als ob sie stumm wäre, und ließ kein Sterbenswörtlein über ihre schönen Lippen fahren. Es war ihr dabei freilich auch nicht so wohl zu Muth wie das vorige Mal, und Abends, als Alles untereinanderschwätzte, so daß es ein Summen abgab, wie in einem Bienenkorbe, da entschlüpfte auch

ihr ein Wörtlein. Der Alte ſtand raſch auf, nahm ſie bei der Hand und führte ſie aus dem Saale in ſein einſames Schloß. Hier hatte nun wieder die Königstochter andere Dinge in Hülle und Fülle, aber alle liebe Geſellſchaft mußte ſie vermiſſen und es kam ihr wieder recht langweilig vor.

Eines Tages, als ſie eben traurig durch den Garten ging, in welchem einſt jene Roſe geblüht und geſungen hatte, kam der Alte auf ſie zu und ſagte mit ernſter Miene: »Königliche Jungfrau! wenn du morgen, während es Zwölfuhr ſchlägt, in drei Streichen meinen Kopf abſchlägſt, ſo iſt Alles dein, was du im Schloſſe findeſt, und du biſt frei für immer!« Die Königstochter faßte ſich bei der Rede des Alten ein Herz und ſie entſchloß ſich das Wageſtück auszuführen.

Am andern Tage — es war Samstag — ein wenig vor zwölf Uhr erſchien der Alte vor ihr und entblößte ſeinen Nacken. Sie zog das Schwert, das ſie ſich umgehängt hatte, und als die Schloßuhr den erſten Streich hören ließ, ſchwang ſie das Schwert zum erſtenmal, dann raſch nach einander noch zweimal, und der Kopf des Alten kugelte auf den Boden hin. Aber ſieh da — ſtatt des Blutes hüpfte aus dem Kopf ein Schlüſſel heraus, der alle Käſten und Thüren im ganzen Schloſſe öffnete. Da fand nun die Königstochter viele, viele Koſtbarkeiten und war ſteinreich und frei für immer.

31.

Nothwendigkeit des Salzes.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, die er alle drei recht herzlich liebte, weil sie brav und schön waren. Er wußte nun nicht, welche von den dreien er zur Königin bestimmen sollte. Als sein Geburtstag vor der Thüre stand, ließ er die Töchter vor sich kommen und sprach zu ihnen: »Meine lieben Kinder, ich habe euch alle drei recht herzlich gern und wußte lange nicht, welche von euch ich zur Erbin meines Thrones einsetzen sollte. Nun aber bin ich mit mir eins geworden, daß diejenige von euch, welche mir etwas zu meinem Geburtsfeste bringt, was im menschlichen Leben höchst nothwendig ist, Königin werden soll. Geht also und bedenkt euch die Sache mit allem Fleiße!«

Als der Geburtstag des alten Königs herankam, da brachten ihm die zwei ältesten Töchter sehr nothwendige, aber zugleich höchst kostbare Dinge zum Geschenke. Die jüngste aber brachte in einem verzierten Gefäße nichts mehr, als ein Häuflein Salz. Wie der König dieß ihr Geschenk sah, ward er über und über zornig, jagte seine Tochter aus dem Schlosse

und verbot ihr, ſich jemals wieder unter ſeine Augen zu wagen.

Die verſtoßene Königstochter zog nun mit tiefem Herzeleid in die ihr unbekannte Welt hinaus und nur das Vertrauen auf ihre Verſtändigkeit vermochte ſie einigermaßen zu tröſten. Nachdem ſie eine gute Zeit ſo fortgegangen war, kam ſie zu einem Wirthshauſe. Da fand ſie eine wackere Wirthin, die das Kochen von Grund aus verſtand. Bei dieſer ging ſie in die Lehre und brachte es bald ſo weit, daß ſie die Wirthin in der Kochkunſt um ein Gutes übertraf. Man redete nun weitum von der vortrefflichen Köchin, die in dieſem Wirthshauſe ſei, und jedermann, der des Weges kam und noch ein Paar übrige Kreuzer in der Taſche klingen hörte, kehrte ein, um ſich einen Braten oder was Vornehmeres geben zu laſſen.

Der Ruf der berühmten Köchin drang auch zu den Ohren des Königs und bewog ihn, dieſelbe als Hofköchin anzunehmen. Da trug es ſich zu, daß die älteſte Königstochter Hochzeit hatte und die berühmte Köchin das Hochzeitmahl mit allem Aufwande bereiten mußte. Am Hochzeittage wurde alſo die eine vornehme Speiſe nach der andern aufgetragen, ſo daß faſt der Tiſch krachte. Alles war vortrefflich gekocht und das Lob der Köchin ging von Mund zu Munde. Endlich kam auch die Lieblingsſpeiſe des Königs. Dieſer nahm ſchnell ſeinen Löffel und verkoſtete. »Die Speiſe da iſt nicht geſalzen,« rief er zornig, »laßt die Köchin vor mich kommen!«

Man lief alſo ſchnell um die Köchin und dieſe trat unerſchrocken in den Saal. »Warum haſt du meine Lieblings-

ſpeiſe zu ſalzen vergeſſen, du nachläſſiges Mädel!« barſchte ſie der König gleich an. Die Köchin aber antwortete: »Ihr habt ja eure jüngſte Tochter verſtoßen, weil ſie das Salz für ſo nothwendig hielt. Seht ihr jetzt vielleicht ein, daß euer Kind ſo unrecht nicht hatte?«

Wie der König dieſe Worte hörte, erkannte er ſeine Tochter, bat ſie um Verzeihung, hieß ſie an ſeine Seite ſitzen und nahm ſie wieder als ſein liebes Kind auf. Jetzt wurde die Hochzeit erſt recht luſtig, und der König lebte noch viele Jahre nach dem Hochzeittage freudig und liebevoll bei ſeinen Kindern.

32.

Goldener.

(Nicht zu verwechseln mit J. Kerners Märchen, das diesen Titel führt (sieh dessen Dichtungen 3. Auflage 2. Band S. 234) und auch in Bechsteins Märchenbuch (sieh S. 159) übergegangen ist.)

Ein armer, armer Knabe ging einmal durch den grünen Wald. Er war sehr traurig und in den Augen stunden ihm Thränen. Wie er so hinwanderte und es ihm ums Herz recht schwer war, stand plötzlich ein uraltes Weibchen vor ihm. Ihre Haare waren grau, wie der Baumbart, und in ihrem Munde wackelte kein Zahn mehr.

»Warum bist du so traurig, mein Kind?« fragte im traulichen Tone das Mütterchen und blickte den Knaben mitleidig an.

Der Junge faßte sich nun ein Herz und erwiderte: »Ja das ist leicht zu errathen. Mein Vater ist todt und meine Mutter kann nicht so viel verdienen, um uns beiden den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Deßwegen muß ich betteln gehen und das thue ich so ungern, denn die Leute schauen mich dann oft wie einen Schelm an.«

Das alte Mütterchen schien noch mehr Mitleiden mit dem armen Knaben zu fühlen und sprach: »Wenn nur das ist, so soll dir bald geholfen sein. Komm nur mit mir.«

Und sie nahm den Knaben mit sich und führte ihn wald-ein. Sie mochten mit einander eine halbe Stunde gegangen sein, als sie zu einem großen, schönen Hause kamen, das ganz aus Marmelsteinen gebaut und so weiß, wie Schnee, war. Das Mütterchen ging voraus hinein, und der Knabe folgte. Er hatte die größte Freude, denn ein so schönes Haus hatte er noch nie gesehen. Sie kamen in einen großen Saal und da sprach das Mütterchen zum neugierigen Knaben, der Augen machte, als ob er aus dem Himmel gefallen wäre: »Wenn du willst, kannst du hier bleiben. Du hast sonst Nichts zu thun, als das Feuer unterm Kessel in der Küche nachzu-schüren. Zwei Dinge mußt du mir aber hoch und theuer ver-sprechen. Du darfst nie in den Kessel hineinsehen und auch nie das Kästchen öffnen, das neben dem Heerde an der Mauer sich befindet. Befolgst du Alles getreulich, so wirst du am Ende des Jahres einen großen Lohn bekommen, denn nach einem Jahre wirst du mich wieder sehen.« —

Der Knabe war mit dem Antrage ganz zufrieden und versprach Alles fleißig zu befolgen. Das Mütterchen führte ihn nun in die Küche, zeigte ihm den Kessel und das Kästchen und ging dann fort.

Der Knabe war nun allein im Schlosse und lebte, wie ein Graf. Er hatte Speise und Trank im Ueberflusse und in der Nacht ein weiches Bettlein. Er kam aber auch ge-treulich seinem Dienste nach und schürte, daß es eine Lust war. Das Feuer brannte und prasselte immer munter fort und im Kessel sott und brodelte es, wie an einem Kirch-tage. —

So verging ein Tag nach dem andern, und ehe es der Knabe dachte, war ein Jahr vorüber gegangen und das alte Mütterchen ſtand vor ihm.

»Du haſt brav gedient,« ſprach ſie und gab dem Knaben hundert und fünfzig Goldgulden. »Wenn du ſo fortfährſt und fleißig biſt, werde ich dir, wenn ich wieder komme, noch ſo viel geben.« Kaum hatte ſie dieſes geſagt, ſo war ſie wieder fort, und der Knabe wußte nicht, wohin ſie gegangen. Er war über ſeinen Lohn hoch erfreut und kochte fleißiger als im erſten Jahre. Er ſchürte und ſchürte und lebte ſonſt froh und glücklich. So verging ein Tag nach dem andern und ehe er's meinte, war ein Jahr vorüber und das Mütterchen ſtand vor ihm. Sie ſchien eine große Freude zu haben und ſprach: »Du haſt dich brav gehalten, mein Kind! Wenn du ſo fortfährſt und ſo fleißig biſt, werde ich dir in Zukunft das Doppelte geben.« Sie gab ihm dann die dreihundert Goldgulden und verſchwand wieder.

Der Knabe diente wieder im Schloſſe fort und ſchürte, daß das Feuer luſtig aufloderte und an ein Auslöſchen gar nicht zu denken war. So verging wieder ein Jahr und am letzten Tage deſſelben kam das Mütterchen, ſah Alles wohlbeſtellt uud ſprach Beifall lächelnd: »Du biſt ein braver Junge. Nimm hier die ſechshundert Goldgulden und wenn du noch ein Jahr mir ſo treu und redlich dienſt, werde ich dir noch zweimal ſoviel Geld geben.« —

Das Mütterchen hatte es geſagt und verſchwand. Der Knabe war über die ſechshundert Goldſtücke hoch erfreut und nahm ſich vor, recht fleißig zu ſein. Allein ſo ſehr er ſich

auch befliß, recht folgsam und treu zu sein, so kam ihm doch immer der Gedanke, was etwa im Kessel und im Kästchen sein möchte. »Was würde auch dahinter sein, wenn ich hineingucken thäte,« dachte er sich oft, that es aber dennoch nicht.

Einmal aber kam ihm der Gedanke immer von neuem und er sah endlich in den Kessel hinein. Allein er konnte Nichts sehen. Da langte er den Finger hinein und sah, als er ihn herausgezogen hatte, daß dieser ganz golden war. Was war nun zu thun? Er wusch ihn ab, schabte ihn ab — allein Alles war umsonst. Da wußte er kein anderes Mittel und verband mit einem kleinen Stückchen Leinwand den goldenen Finger, damit ihn die Alte nicht sehen sollte.

Dann öffnete er das Kästchen, das neben dem Herde an der Mauer war, und da fand er ein Buch, in dem geschrieben war: »Wer das Buch hat, kann verlangen, was er mag und will.« Er nahm nun das Zauberbuch heraus und steckte es in den Hosensack, denn er dachte: »das kann ich gewiß auch brauchen.« Kaum hatte er aber das Buch zu sich gesteckt, da stand das alte Mütterchen vor ihm und war gar zornig. Ihre Augen waren vor Zorn ganz feuerroth. Sie jagte ihn aus der Küche und warf ihm den Kessel nach, gerade auf den Kopf. Davon wurden seine Haare so schön gelb, daß man meinte, sie seien eitel Gold. Der Knabe ging nun durch den Wald und wollte sich anderswo ein Unterkommen suchen. Damit aber sein Haar nicht beschmutzt werde, bedeckte er sein Haupt mit einer Baumrinde, die er nie mehr abnahm.

Er war schon lange gegangen und der Abend dunkelte schon ins Thal herein, als er endlich ins Freie kam. Da sah

er nun die ſchönſten Gärten und in der Mitte ſtand ein ſtolzes Schloß. Das Schloß gehörte dem Könige und dieſer wohnte darin mit ſeiner Tochter und vielen, vielen Dienern und Dienerinnen. — Der Knabe ging auf das Schloß zu und fragte ſich dort um einen Dienſt an. Er gefiel dem Schaffner und wurde anfangs zum Schaafehüten angeſtellt. Er war zufrieden und hütete am Hügel draußen die Schaafe und Lämmlein. Und ſiehe, die Thiere wurden immer ſchöner, und nie ging eines davon verloren. Als der Schaffner dieſes ſah, lobte er Goldener und machte ihn zum Gärtner.

Goldener arbeitete nun im Garten und pflegte die Pflanzen und Blumen und hatte ſeine Freude daran. Die ſchöne Königstochter kam oft in den Garten herunter und freute ſich, wenn alles ſo ſauber und reinlich und die Blumen ſo gut gepflegt waren. Sie war dem Gärtner von Tag zu Tag mehr geneigt, weil er ſo fleißig auf den Garten ſchaute. Als eines Tages ſie wieder im Garten war, ſah ſie ſein ſchönes, goldenes Haar, und ſeitdem gefiel ihr der Gärtner noch beſſer und ſie konnte ihn nicht genug anſehen.

Um dieſelbe Zeit wollte der König ſich einen Nachfolger und der Tochter einen Gemahl ſuchen, denn er war ſchon alt und des Herrſchens ſatt geworden. Er dachte nun hin und her und konnte Keinen finden, der ihm und ſeiner Tochter recht geweſen wäre. Beſonders wollte der ſchönen Princeß Keiner gefallen, denn ſie dachte immer an den goldlockigen Gärtner. Da war endlich der alte König des Wählens überdrüſſig und ſprach: »Wenn dir von den Vorgeſchlagenen

keiner gefällt, so nenne du mir einen, den du gerne haben möchtest.«

Die Königstochter besann sich nicht lange und nannte den Gärtner mit den goldenen Haaren.

Da wurde der König so böse und zornig, daß er die Tochter von sich jagte und sie nicht mehr als sein eigen Kind anerkannte. Er wollte sie aus dem Schlosse jagen. Allein sie bat und flehte so lange, bis sie im Schlosse noch bleiben durfte. Dafür mußte sie aber wie eine Magd in der Küche sein und die schwersten Dienste thun. Der König alterte aber zusehends, denn der Gram zehrte an seinem Herzen.

Nicht lange Zeit darauf brach ein Krieg aus und der König mußte sich rüsten. Bald hatte er ein großes Heer beisammen und er musterte es vor dem Schlosse. Wie Goldener die Helme und Panzer so funkelu und die Fahnen im Winde flattern sah, kam ihn die Lust an auch mitzuziehen. Er ging nun zum Könige und bat um die Erlaubniß auch ausziehen zu dürfen. Der König war recht böse, als er den Gärtner sah, gewährte ihm aber doch die Bitte. »Ich werde für dich schon ein Kräutlein finden,« dachte er sich und gab dem Goldener ein Pferd, das nur drei Füße hatte, und ein Schwert, das um und um vom Roste zerfressen war. Die Krieger lachten ihn aus, aber Goldener machte ein ernstes Gesicht, als ob Alles so sein müßte.

Das Heer zog nun fort, der König ritt an der Spitze desselben, Goldener hinkte am Ende desselben auf seiner dreibeinigen Gurre nach. So ging es eine Zeit lang fort, bis der Weg durch eine sumpfige Gegend führte. Da ritt das

Heer weiter; das dreifüßige Pferd des Goldener blieb aber im Moore ſtecken und konnte unmöglich vorwärts kommen. Das Heer war noch nicht weit entfernt, da rückte der feindliche König heran und es kam zur entſcheidenden Schlacht. Wie Goldener das ſah und den Lärm hörte, dachte er an ſein Buch und wünſchte ſich ein ſchnelles, ſtarkes Pferd, ein ſchönes, ſcharfgeſchliffenes Schwert und ein purpurrothes, mit Silber durchwirktes Gewand. Er hatte kaum den Wunſch gethan, ſo ſaß er auf einem muthigen Roſſe, hatte ein herrliches, ſcharfes Schwert in der Hand und hatte ein ſo prächtiges Purpurkleid an, daß man ſich nichts Schöneres denken konnte. Nun gab er dem Roſſe die Sporen, und im Nu trug es ihn hinein in die Schlacht und die goldenen Locken flogen hoch auf. Wie ein Blitz ſo ſchnell ſprengte er nun bald dahin, bald dorthin und überall verbreitete er Blut und Wunden. Es ſtand nicht lange an und die Feinde ſtürzten ſich heulend in die Flucht und der glänzendſte Sieg war errungen. — Der König wußte nicht, ob er wache oder träume, ob der unbekannte Retter ein Menſch oder ein Engel ſei. Wie er ſo nachſann, ritt der Goldener an ihm vorüber, und weil er auf des Königs Wort nicht anhielt, ſchleuderte dieſer ihm das Schwert nach, um ihn zu kennzeichnen. Die Waffe verwundete den Reiter an der Ferſe, die Klinge ſprang und ihre Spitze blieb im Fuße des Goldener ſtecken. Goldener kümmerte ſich aber nicht darum und ſprengte von dannen zu ſeinem dreifüßigen Gaule. Dort zog er ſein Kleid aus, ſetzte ſich auf das alte Roß — und Schwert, Purpurmantel und das ſchöne Pferd waren verſchwunden. Wie vor der Schlacht

daſaß, ſaß Goldener wieder da, und Heer und König ritten an ihm vorüber und verlachten ihn. Als alle vorüber waren, wollte er auch nach Hauſe kommen und ritt weiter und kam endlich zwei Tage nach der Ankunft des Königs im Schloſſe an. Die Wunde hatte ſich aber um vieles verſchlimmert und der Gärtner bat um einen Arzt. Als der König dieſes hörte, mußte er hell auflachen. Es kam ihm ſo wunderlich vor, daß der Gärtner, der nur ferne dem Kampfe zuſah, verwundet ſein ſollte. Er konnte es kaum glauben und ſtieg aus Neugierde, der Sache auf den Grund zu kommen, in die Stube des Gärtners hinab. — Was machte aber der König für Augen, als er die Wunde ſah, und die Spitze des Schwertes, auf dem ſein königlicher Name geſchrieben ſtand, aus der Wunde gezogen wurde!

Der König fragte den Verwundeten nun aus, ob er auch im Kampfe geweſen wäre, und der Gärtner erzählte ihm nun Alles haarklein. Da küßte der alte König den Kranken, ließ ſeine Tochter holen und hatte ſie noch lieber, als je. Goldener wurde aber gepflegt, als ob er der Sohn des Königs wäre. Und als die Wunde geheilt war, wurde Hochzeit gehalten und der König hatte am Paare die größte Freude. So lebten alle drei viele Jahre glücklich beiſammen. Als der alte König geſtorben, wurde Goldener König und war ſo mächtig, weiſe und fromm, wie weder vor noch nach ihm Einer zu ſein das Glück hatte.

33.

Der tapfere Rittersohn.

Es war einmal ein Ritter, der hatte drei Söhne, von denen er viele Freude zu erleben hoffte. Als der älteste davon achtzehn Jahre alt war, mußte er hinaus in die weite Welt, um seinen Muth und sein Glück zu versuchen. Da ritt er nun eines Tages durch einen finstern Wald, und auf einmal kam ein furchtbares Ungeheuer auf ihn zugelaufen. Er setzte sich tapfer zur Wehr und streckte das Ungethüm mit seiner Lanze zu Boden. Dann schnitt er aus dem abscheulichen Rachen die Zunge heraus und ritt eiligst in seine Heimath zurück.

Der Ritter war vor Freude fast außer sich, als er von der Heldenthat seines Sohnes hörte und die Zunge als Wahrzeichen sah. Er ließ im Schlosse ein herrliches Fest veranstalten und erzählte allen Geladenen unermüdlich von dem kecken Muthe seines ältesten Kindes.

Als der zweite Sohn das achtzehnte Jahr erreicht hatte, mußte auch er hinaus in die weite Welt. Er ritt eines Tages gemach durch einen dichten Wald, da kam ein furchtbares Unthier auf ihn losgerannt und machte Miene ihn sammt

seinem Rosse zu verschlingen. Er aber verlor seine Besinnung nicht, wehrte sich tapfer und als er das Ungethüm erlegt hatte, schnitt er aus dem abscheulichen Rachen die Zunge heraus und brachte sie als Wahrzeichen nach Hause. Der alte Ritter hatte wieder eine unermeßliche Freude, ließ sich die kecke That drei- und viermal erzählen und versammelte dann wieder seine Nachbarn zu einem glänzenden Feste. Ja, — dießmal war die Festlichkeit noch weit größer, als bei der Rückkehr des ersten Sohnes.

Der jüngste von den dreien war ein überaus kecker Junge und erwartete es nicht bis zu seinem achtzehnten Geburtstage. Schon im siebzehnten Jahre machte er sich auf und zog auf Wag und Gefahr in die weite Welt hinaus Bald begegnete ihm in einem Walde ein Ungeheuer, das nicht viel schöner aussah, als jene, welche seine Brüder erlegt hatten. Er machte dem Ungeheuer mit seiner Lanze den Garaus, aber das wollte ihm nur ein Spaß scheinen, und er ritt wieder gemach vorwärts. Aber bald kam's ärger. Der Wald, in dem er sich befand, war sehr dunkel und es hielten sich gerne Räuber in demselben auf. Auf einmal brach eine ganze Rotte aus dem Dickicht hervor und hielt den Rittersohn an. Dieser fragte nicht lange: »Was?« und »Warum?«, sondern schoß frisch einen Pfeil ab und traf einen Räuber gerade auf dem Herzen, so daß er augenblicklich todt niederfiel. Einen zweiten durchbohrte er mit der Lanze, da schwang aber schon ein dritter das Schwert gegen ihn. Hurtig riß er ihm das aus der Hand und rannte es ihm in den Leib. Auch seine Lanze hatte nebenbei nicht »gefeiert,« sondern stack schon in der

Bruſt eines andern Räubers, und das Schwert, nachdem es einmal die Probe abgelegt hatte, that auch zum zweitenmale ſeine Dienſte. So waren fünf Räuber gefallen, die übrigen aber hatten am Zuſchauen genug und liefen davon, als ob ſie der Wind wegblieſe. Der Rittersſohn dachte noch nicht an's Heimgehen, ſondern ließ ſeinen Gaul vorwärts traben, als ob gar nichts geſchehen wäre.

Bald ſah er vor ſich eine Höhle, darin ſaßen drei Rieſen, und jeder von ihnen hielt ein gutes Stück Braten in den Händen und nagte daran. Da ließ der Muthwille dem jungen Ritter keine Ruhe, bis er nicht ſeinen Bogen anlegte, um ſich einen Spaß zu machen. Der Pfeil flog weg, und huſch! mit ihm das Stück Braten vom Maul eines Rieſen. Zornig ſprang der Rieſe auf und brüllte mit fürchterlicher Stimme in den Wald hinein: »Wer hat mir meinen Braten weggeſchoſſen?« Endlich ſah er einen Jüngling mit Bogen und Köcher raſch auf die Höhle losgehen. »Haſt du mir meinen Braten weggeſchoſſen?« »Ja ich hab's gethan.« »Wer hat dirs erlaubt?« Der Jüngling lachte über dieſe Frage und es ſetzte nun einen kurzen Streit zwiſchen ihm und dem Rieſen ab. Aber bald war wieder Frieden gemacht, denn »mit dieſem,« raunten ſich die Rieſen ins Ohr, »iſt nicht gut Nüſſe knacken.«

»Gerade recht, daß ihr da ſeid,« ſagte Einer von den Dreien, »ihr könntet uns mit eurer Kunſt keinen kleinen Gefallen thun. Da drüben jenſeits des Waldes iſt ein großes Schloß, darin wohnt eine wunderſchöne Königstochter. Die hätten wir lange ſchon in unſere Gewalt gebracht, wenn nicht der Schloßhund allemal, ſo oft wir den Mauern nahe

kamen, einen ſo furchtbaren Lärm gemacht hätte, daß das ganze Schloß zuſammenlief, um zu ſehen, was es gäbe.«

»Dem Hund will ich das Bellen ſchon austreiben,« fiel der Rittersſohn ein.

»Nur nicht ſo voreilig,« meinte der Rieſe, »das iſt nicht ſo leicht, wie einen Braten vom Maul wegſchießen.«

»Was ſchert mich ein Hund?« erwiderte raſch der Rittersſohn, »hab ich ja ſchon einem ärgern Unthier den Garaus gemacht. Könnt euch drauf verlaſſen, morgen legt euch der Schloßhund nichts mehr in den Weg.«

Richtig! am folgenden Tage Abends rührte ſich der Hund nimmer und die drei Rieſen hoben ihre langen Füße rüſtig auf und liefen dem Schloſſe zu. Dem Rittersſohn tropfte auf allen Seiten der Schweiß herab, denn er wollte auch nicht der Letzte ſein.

Als alle Viere vor dem Schloſſe ſtanden und an der Mauer herumſuchten, da fanden ſie in derſelben ein nicht gar großes Loch und es war beſchloſſen, daß der Rittersſohn, weil er der kleinſte war, zuerſt durch daſſelbe hineinſchlüpfen ſollte. Wie er drinnen war, ſteckte der erſte Rieſe den Kopf durch das Loch hinein und wollte hineinkriechen. Wie aber der große Kopf hinter der Mauer ankam, zog der Rittersſohn ſein Schwert und hieb denſelben mit einem Streiche herunter. Den »ungeſchickten« Leichnam zog er herein, ſo daß die zwei andern Rieſen nichts anders meinten, als ihr Geſelle ſpaziere nun im Schloſſe herum. Der zweite Rieſe wollte nun nachfolgen, aber es ging ihm nicht beſſer, als dem erſten. Nun war der dritte noch allein übrig und wollte ſeinen

Kameraden folgen. Wie sein Kopf hinter der Mauer war und die Beine noch draußen »hinabglanggerten,« ging es ihm eben so, wie seinen Gesellen.

Nun schlich der Rittersſohn durch die Gänge und Säle des Schlosses, schaute sich alles genau an und kam endlich in das Gemach der Königstochter. Hier mußte er fast die Hand vor die Augen halten, so sehr glitzerte es von Gold und Edelsteinen und Geschmeide aller Art, das auf Tischen und Kästen herumlag. Er steckte schnell einen königlichen Schmuck und allerlei Kostbarkeiten zu sich und suchte dann, so schnell er nur konnte, ins Freie zu kommen. Bevor er zum Loch hinauskroch, schaute er noch die drei todten Riesen an. »Nun habe ich ein schönes Stück Arbeit gemacht,« dachte er sich, »und kann mich ohne Schande in der Heimath sehen lassen.«

Mit großer Eile ritt er nun nach Hause und lauter Jubel erscholl im väterlichen Schlosse, als es hieß, der jüngste Sohn sei als ein rechter, erprobter Ritter wiedergekommen. Als er aber fragte, warum sein alter Vater nicht erscheine, um ihm zum Willkomm die Hand zu drücken, da zeigte man auf die Familiengruft. Er wußte wohl, was das zu bedeuten habe, und die hellen Thränen kugelten ihm über die Wangen herab.

Als man im Schlosse, in welchem die schöne Königstochter wohnte, die Leichname der drei Riesen gefunden hatte, wunderte man sich darüber, wer es wohl gewagt habe, den drei großen Kerlen den Garaus zu machen. Es ward beschlossen, die Königstochter solle ihrem Retter die Hand anbieten, und man dachte hin und her, wie man etwa denselben ausfindig

machen könnte. Da kam der Königstochter ein kluger Gedanke in den Sinn. Sie ließ in dem Walde, worin früher die Riesen gewohnt hatten, ein Wirthshaus bauen und unter der Thüre einen Schild anbringen mit der Aufschrift: »Heute umsonst, morgen ums Geld.« Statt des Bezahlens aber mußte jeder, der im Wirthshause einsprach, seine Lebensgeschichte erzählen. Die schöne Königstochter verkleidete sich und bediente als Kellnerin die Gäste.

Da reisten nun einmal jene drei Rittersöhne mit ihrer Mutter durch diesen Wald und sahen das stattliche Wirthshaus. Als die Rittersfrau die Aufschrift über der Thüre las, war sie ein wenig von der Neugierde geplagt. Sie ließ also Halt machen und trat mit ihren drei Söhnen in die Wirthsstube. Die drei Brüder zechten nach gutem Ritterbrauch und bald forderte die Kellnerin von den werthen Gästen ihre Lebensgeschichte.

Da erzählten nun die zwei ältern Rittersöhne lang und breit von der Erlegung eines Ungethüms und von allerlei kleinern Streichen, die sie für große Heldenthaten hielten. Als die Reihe an den jüngsten gekommen war und er zu erzählen anfing, wie er in der Ritterburg da droben drei Riesen getödtet und aus dem Gemach der schönen Königstochter viele Kostbarkeiten mit sich genommen habe, — und als er nun gar das Geschmeide aus seinem Wams zog und der Kellnerin vorzeigte, da verließ diese ihre Gäste und kam erst in einer Viertelstunde wieder in die Wirthsstube. Das hatte aber jetzt ein anderes Ansehen. Die Kellnerin stand in königlichem Schmucke vor ihren Gästen. Diamanten strahlten

auf ihrem Haupt, als wollten sie mit den hellen Aeuglein wetteifern, und ihr blaues Kleid glitzerte von Gold und Edelsteinen, wie der Himmel in einer sternenhellen Nacht. So trat sie vor den jüngsten Rittersohn, und ihm freundlich in die Augen schauend, sagte sie: »Wisset, daß ich diejenige bin, die ihr von den drei Riesen befreit habt. Nehmt, wenn ihr wollt, meine Hand zum Danke.« Da wußte sich der junge Ritter vor Freude fast nicht zu fassen, er drückte seine Hand recht fest in die ihm dargebotene Rechte der schönen Jungfrau, und Mutter und Brüder wünschten ihm herzlich Glück zu seiner holdseligen Braut.

Nach wenigen Wochen wurde in dem Schlosse, in welchem den drei Riesen der Garaus gemacht worden war, die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert und die neuen Eheleute lebten glücklich beieinander bis an ihr spätes Ende.

34.

Nadel, Kämmlein und Butterwecklein.

(Verwandt mit dem Märchen: „Der geſcheidte Hans“ Grimm's Märchenſammlung I. B. S. 195.)

Es war einmal ein Vater und der hatte drei Söhne. Der Vater war aber arm und da klopfte die Noth manchmal an die Thüre des Hüttchens und der Hunger war oft ihr Schlafgeſelle. — Einſtens ging es dem Vater und den drei Knaben gar hart und da ſagte der Aelteſte: »Ich will mich aufmachen und in die weite Welt ziehen, um etwas zu verdienen; wer weiß, wo mir mein Glücksſtern aufgeht. Der alte Vater war damit zufrieden und der älteſte Sohn machte ſich auf den Weg und wanderte gar weit fort, und wohin er immer kam, frug er ſich um einen Dienſt um, konnte aber lange, lange Zeit keinen finden. Endlich traf er einen ſteinreichen Herrn an, der Geld wie Laub hatte, und dieſer ſtellte den bittenden Jungen als Gänſehirten an.

»Aber Eines mußt du mir verſprechen,« ſagte der alte, reiche Herr. — Der läppiſche Junge ſagte haſtig »ja,« ehe er noch von dem, was er verſprechen ſollte, etwas wußte.

»Wenn du draußen in der Au die Gänſe hüteſt und aus dem nahen Waldſchlößchen Geſang hörſt, ſo laß es dir bei Leibe nicht einfallen, lauſchen zu gehen,« fuhr der Herr fort. »Wenn du nur einmal horchſt, müßte ich dich aus dem Dienſte jagen.« —

Bei allen Heiligen im Himmel verſprach der Gänſehirte nun, in alle Ewigkeit nie zu lauſchen. Es hüpfte ihm vor Freude nun das Herz, als er ſein Brot gefunden hatte, und froh und munter trieb er die ſchwarzen und weißen Gänſe auf die Weide in die Nähe des Waldes hinaus.

Der neue Hirte hatte an den vielen Gänſen ſeine Freude und dachte, er wolle ſich ſchon gut aufführen, damit er immer hier bleiben könne. Als der Mittag nahte und es immer heißer und heißer zu werden anfing, ging er zum Walde hin und legte ſich unter der erſten Tanne ins Gras. Er hatte noch nicht lange im kühlen Schatten geruht, als die Aeſte des Baumes gar wunderſam zu ſäuſeln anfingen, und aus der Tiefe des Waldes klangen ſo ſüße Zauberklänge, daß dem Knaben gar ſeltſam um das Herz wurde. Es kam ihm vor, als ob er die himmliſche Muſik hörte, und er lauſchte und lauſchte, ſo daß ihm am Ende die Sinne vergingen und er nimmer wußte, wo er weilte. So lag er im Klee da, bis es Abend wurde. Als es ſchon anfing zu dunkeln und es Ave Maria läutete, wachte er erſt auf. Allein o Schrecken und Jammer! — Da wackelten auf der Wieſe wohl einige Gänſe herum, allein die meiſten waren verſchwunden. Der Hirte lief nun nach allen Seiten, um die fehlenden Thiere zu ſuchen und ſie zuſammenzutreiben. Allein umſonſt. Er mochte

laufen und ſpringen, beten und fluchen — es half Alles nichts und die Gänſe kamen nicht wieder zum Vorſchein. — Dem Knaben war nimmer wohl, er weinte ſich die Augen roth und als er kein Mittel ſah, beſchloß er endlich die noch vorhandenen Gänſe nach dem Schloſſe zu treiben. Da ward es ihm immer trauriger zu Muthe, je näher er zum Schloſſe kam. Kaum war er dort angekommen und hatte die Gänſe eingethan, ſo ließ ihn der alte Herr rufen. Zitternd ſtieg der arme Junge die Stiege empor und trat noch zitternder in den prachtvollen Saal, wo der Gebieter ſeiner wartete. — Kaum war er eingetreten, ſo fuhr ihn der Herr mit barſcher Stimme an: »Ich hatte Mitleiden mit dir, aber du haſt es mir mit Undank und Untreue gelohnt. Wir ſind geſchieden, du mußt heute noch aus dem Schloſſe!« — Der Knabe fing an zu bitten und zu flehen, daß es hätte einen Stein erweichen mögen; allein der Herr fühlte kein Erbarmen, nur eine goldene Stecknadel nahm er aus einem Käſtchen hervor und gab ſie dem weinenden Jungen zur Erinnerung. — Der arme Knabe ſteckte die goldene Stecknadel an ſeine Juppe und ſagte mit ſchwerem Herzen dem Schloſſe Lebewohl. Er wollte nun wieder nach Hauſe, um ſeinem Vater die goldene Stecknadel zu zeigen, und wanderte durch Feld und Thal. Einmal kam er zu einem Wege, der ſteil den Berg hinan ſtieg und zu einem einſamen Gehöfte führte. »Ah, da oben kann ich einen Schluck Milch bekommen,« dachte ſich der durſtige Wanderer und ſtieg bergan. Wie er ein Stück gegangen war, kam er zu einem Bauern, der ein Heufuder hinaufführen wollte, und dieſes rückte nicht von der Stelle.

Der Bauer schalt und fluchte und schlug die armen Ochslein, allein diese brachten den Wagen nicht weiter. »Ha, hilf mir ein wenig schieben!« bat der Bauer. — Unser Junge war nicht ungefällig, schob aus Leibeskräften und das Fuder ging weiter. Als man beim Hofe angekommen war, bekam er Milch, so viel er wollte, und trank in voller Lust. Wie er aber wegging, da merkte er, daß er seine Goldnadel verloren hatte, und war gar traurig und niedergeschlagen. So ging er seiner Wege fort und wanderte und wanderte, bis er nach Hause kam. Als er daheim war und in der Stube saß, da sahen seine Leute, daß er so traurig war, und Niemand konnte sich seine Niedergeschlagenheit erklären. Endlich fragte ihn der Vater: »Was fehlt dir, daß du so sauer darein siehst, wie ein Apfel um Jakobi?« — Da erzählte er nun, daß er eine gar so schöne goldene Nadel gehabt habe, und da sei er zu einem Heufuder gekommen, das sei aber stecken geblieben. Da habe er mit der Stecknadel schieben geholfen und habe dieselbe im Heu verloren.

Wie sein jüngerer Bruder das gehört hatte, wurde dieser böse und sagte: »Hättest du dir die Nadel doch auf den Hut gesteckt! — Jetzt geh ich hin zu deinem Herrn, und was er mir zum Lohne gibt, mach ich mir auf den Hut, damit ich es ganz sicher und gewiß heim bringe.«

Am andern Tage früh morgens machte er sich auf und wanderte lustig fort, bis er zum steinreichen Herrn kam. Er hielt bei ihm um einen Dienst an und der Herr stellte ihn, wie seinen Bruder, als Gänsehirt an. »Aber eines mußt du mir versprechen,« sprach der reiche Mann. »Wenn du draußen auf

der Au die Gänse hüteſt und du aus dem nahen Waldſchloſſe Geſang höreſt, ſo laſſe es dir bei Leibe nicht einfallen, lauſchen zu gehen, denn ſonſt muß ich dich aus dem Dienſte jagen.«

Der Burſche verſprach es hoch und theuer und trieb nun die Gänſe auf die Au hinaus, die an den Wald gränzte. Er hatte ſeine Freude daran, wenn die fetten Gänſe ſo vor ihm herwackelten, und däuchte ſich reich, wie ein König. So hatte er es ſchon einige Tage getrieben und ihm war Nichts Ungewöhnliches begegnet. Wie er aber wieder einmal draußen unter dem Tannenbaum lag und ſo in den blauen Himmel hinaufſchaute, da hörte er plötzlich eine gar ſchöne Muſik. Anfangs ſchien ſie gar ferne zu ſein, allein immer kam ſie näher und näher und war ſchöner und voller. Der Knabe dachte wohl an die Worte ſeines Herrn und wollte nicht auf die Klänge hören. Als die Muſik aber immer herrlicher ward, konnte er der Lockung nicht mehr widerſtehen und lauſchte nach Herzensluſt. Es kam ihm vor, als ob Gott Vater ſelbſt nicht ſchöner muſiciren könnte, und er vergaß darüber Gänſe und Wieſen, Hüten und Eſſen. Als er wieder zu ſich kam, war die Sonne ſchon untergegangen und es begann ſchon dunkel zu werden. Da dachte er gleich an ſeine Gänſe, aber dieſe waren dahin und dorthin verlaufen. Er ſuchte nun an allen Ecken und Enden, konnte aber die Verlorenen nicht finden. Da wurde es ihm gar ſchwer ums Herz und die Thränen kugelten über ſeine Wangen herunter. Er trieb die noch übrigen Gänſe zuſammen und dem Schloſſe zu. Er hatte die Heerde noch nicht in den Stall getrieben, als ein Diener

Baum, der gerade an der Wegscheide stand. Sobald einer von ihnen zurückkehren würde, ollte er erfahren, ob es seinem Bruder gut oder schlimm ergehe, je nachdem dessen Messer blank oder rostig wäre.

Der ältere Bruder wanderte rüstig vorwärts, Weg hin und Weg her, Hügel auf und Hügel ab, bis er endlich eine großmächtige Stadt vor sich sah. Wie er in dieselbe eintrat, sah er alle Häuser schwarz behangen und alle Leute, die ihm begegneten, waren schwarz gekleidet. Da kam es ihm völlig unheimlich vor und er fragte ein altes Männlein, was denn die allgemeine Trauer zu bedeuten habe. Das erzählte ihm, daß in der Nähe der Stadt ein See sei, und in demselben wohne ein ungeheurer Drache, dem man jeden Monat zwei Lämmlein und eine Jungfrau zum Fraß geben müsse. Der Drache habe bereits alle Jungfrauen der Stadt gefressen und nur die Königstochter sei noch übrig. Morgen müsse dieselbe eine Speise des Ungethüms werden. Der Fischerssohn fragte weiter, ob denn da gar nicht zu helfen wäre. »Wie denn zu helfen?« sagte das Männlein. »Der König hat wohl demjenigen, der den Drachen erlegt haben wird, den Thron und die Hand seiner Tochter versprochen, — allein wer wird sich denn einen so kecken Versuch einfallen lassen?« Der Fischerssohn fragte nun genauer darnach, an welchem Orte denn der Drache erscheine, und hörte, daß neben dem See eine Kapelle stehe, daß in derselben die Lämmer gebunden liegen und die Jungfrau knieen müsse, bis das Ungethüm herankomme und seinen Fraß zu sich nehme. Der Fischerssohn sagte nun: »Leb wohl!« zum Männlein und ging weiter.

»Da haſt du nun Gelegenheit, dein Bischen Muth auf die Probe zu ſtellen,« dachte er ſich, und am andern Tage in aller Frühe ſchnallte er ſich ſein Schwert um und nahm eine Lanze in die Hand und ging außer die Stadt hinaus zum See. Hinter der Kapelle verbarg er ſich und blieb mäuschenſtille. Die Königstochter kniete aber ſchon in der Kapelle und wartete zitternd die Ankunft des Ungethüms ab. Auf einmal entſtand ein Plätſchern und Patſchen im See, daß das Waſſer hoch aufſpritzte, und das Plätſchern und Patſchen kam immer näher und näher. Der Fiſchersſohn dachte ſich wohl, was dahinter ſei, ſchaute heimlich aus ſeinem Verſtecke auf den See und da ſah er einen Drachen heranſchwimmen mit einem fürchterlichen Rachen und großen, großen Krallen. Da ſchlotterte ihm auch ein wenig das Herz, aber er nahm ſich zuſammen und kaum war das Unthier am Ufer angekommen, ſo ſtürzte er hinter der Kapelle hervor und rannte ihm mit ganzer Gewalt ſeine Lanze in den Leib. Der Drache erhob ein fürchterliches Geheul und ſperrte den ſcheußlichen Rachen gegen den Fiſchersſohn auf, um ihn mit Haut und Haar zu verſchlingen. Der Fiſchersſohn aber verlor das Herz nicht ſo geſchwind, ſondern zog ſchnell ſein Schwert und ſtieß es dem Ungethüme in den aufgeſperrten Rachen. Da konnte ſich der Drache nicht mehr erwehren, ſchlug noch eine Weile mit dem Schweif in dem Waſſer herum — aber in wenigen Minuten rührte er ſich nimmer.

Der Jüngling trat nun in die Kapelle, brachte die Königstochter, welche vor Schrecken die Beſinnung verloren

hatte, wieder zu ſich, begrüßte ſie als ſeine Braut und führte ſie an ſeiner Hand nach Hauſe.

Jetzt war überaus große Freude in der Stadt, die ſchwarzen Tücher und Kleider wurden weggelegt und man erzählte ſich nur von dem tapfern Jünglinge und von ſeinem Kampf mit dem Drachen. In wenigen Tagen war aber eine große Feſtlichkeit in der Stadt, denn der König hielt getreulich ſein Wort, und der Fiſchersſohn hatte Hochzeit mit der geretteten Königstochter.

Eine gute Weile lebten ſie fröhlich beiſammen, wie es ſich für rechte Eheleute gebührt, und der junge König regierte nach Recht und Gerechtigkeit über ſeine Unterthanen. Eines Abends ſaß er wieder mit ſeinen Freunden bei Tiſche und war heiter wie immer. Da ſchaute er zufällig zum Fenſter hinaus und ſah ein helles Licht aus dem nahen Walde hereinblinzeln.

»Was ſoll doch das Licht da draußen bedeuten?« fragte er die Gäſte und ſchaute immer aufmerkſamer auf das ſeltſame Flimmern.

»Ja wer das wüßte,« antwortete Einer, der gerade neben ihm ſaß. »Aber das kann euch kein Menſch ſagen, denn gar viele hat der Vorwitz in den Wald getrieben, um zu ſehen, was etwa das für ein Licht ſei. Aber keiner von allen iſt jemals wieder herausgekommen.«

»So will ich ſelbſt hin und ſehen, was das iſt,« ſagte der König und ſtand vom Tiſche auf. Alle Anweſenden baten, er möchte ſich doch nicht ſelbſt in die Gefahr ſtürzen, denn es könnte ihm eben ſo ergehen wie den übrigen.«

mögen. Kaum war er im Schlosse angekommen und hatte die Gänse eingethan, so ging er zum Herrn in den Saal hinauf. Der Graf war aber sehr böse und empfing ihn ganz zornig. »Ich hatte Mitleiden mit dir und du hast dasselbe mit Untreue und Undank gelohnt,« sprach er. »Packe dich fort und gehe dahin, woher du gekommen bist.«

Der Junge fing nun an zu bitten und zu weinen, daß es hätte einen Eisklotz rühren mögen. Da sprach der Graf: »Daß du auf dem Wege nicht verhungerst, kannst dir in der Küche einen Butterweck geben lassen.«

Der Knabe stieg weinend die Stiege hinunter, ging in die Küche und meldete, was der Herr gesagt hatte. Da gab ihm der Koch einen Butterweck und der Junge nahm nun vom Schlosse Abschied und wanderte der Heimath zu. Als er aber vor dem Burgthor war, dachte er an das Schicksal seines Bruders, der das Lämmlein verloren hatte, weil er es nicht an einem Stricke geführt hatte. Er wollte seinen Butterweck nicht auch verlieren, nahm deßwegen ein Stricklein aus seinem Juppensacke und band den Weck daran. So wanderte er nun eine Strecke weiter und zog das Stück Brot über Stock und Stein, Stock und Block nach. Bald wurde er aber schläfrig und müde. Da legte er sich unter eine Eiche und nahm den Weck in seinen Arm. Er schlief, bis die Vögel ihr Morgenlied sangen und es im Walde lebendig wurde. Da machte er sich wieder auf die Füße und wanderte der Heimath zu. Nicht lange war er so fortgegangen, als er zu einem Meierhofe kam. Da stand ein großer, großer Hund *und bellte schon von* Ferne aus Leibeskräften. Als der

Im Königsschlosse wartete und wartete man, und die Hoffnung wurde von Tag zu Tag kleiner, die Furcht aber von Tag zu Tag größer. Wer immer und immer nicht kam, das war der Herr König. Wie endlich auch das letzte Fünkchen Hoffnung auf seine Wiederkehr erlosch, war großer Jammer in der Stadt, denn alle Leute hatten den König lieb gehabt wie einen Vater.

Der Jüngere von den zwei Fischerssöhnen hatte auch in der Welt allerlei erfahren und sich nebenbei ein gutes Schwert erobert und bekam endlich Lust wieder heimzugehen. Er machte sich also auf den Weg und ging und ging, bis er endlich zu dem Baume kam, in welchen die zwei Brüder ihre Messer gesteckt hatten. Sein erster Blick fiel auf das Messer seines Bruders und er wurde ganz blaß vor Schrecken, als er dasselbe von Rost ganz roth gefärbt sah.

»O weh,« dachte er sich, »meinem Bruder ist etwas Schlimmes begegnet, ich muß ihn aufsuchen und ihm helfen.«

Er dachte nun nicht mehr ans Nachhausegehen, sondern schlug die rechte Straße ein, auf der sein Bruder fortgegangen war. Er dachte nicht viel ans Essen und Schlafen und wanderte rüstig vorwärts bei Tag und bei Nacht. Es wollte eben wieder dunkel werden, da sah er eine großmächtige Stadt vor sich, und wie er in dieselbe eintrat, sah er die Leute traurig herumstehen, lange Gesichter machen und die Köpfe fast bis auf die Zehen hängen. »Was mag doch dahinter sein,« dachte er sich und fragte einen der Umstehenden, was denn der Stadt für ein Unglück begegnet sei. »Wie soll es uns nicht zu Herzen gehen,« antwortete dieser, »da wir unsern

jungen König, den wir alle so lieb hatten, verloren haben. Da ließ er sich neulich nicht aufhalten, sondern ritt dort hinüber in den dunkeln Wald, aus dem das Lichtlein herübergliţert und woraus noch keine Menschenseele, die sich hineinwagte, zurückgekommen ist.«

»So also ists?« erwiderte der Fischerssohn, und ging weiter. Aber was er gehört hatte, das schrieb er sich hinter die Ohren und geraden Weges ging er hinaus in den Wald, aus dem der König nicht wiedergekehrt war. Er verlor das Lichtlein nicht aus den Augen und schritt tapfer drauf los. Bald kam er zu einem großen Schlosse, das stand an der Stelle, woher früher das Lichtlein geleuchtet hatte. Dieses aber war, wie von einem Windhauch ausgeblasen, auf einmal erloschen. Der Fischerssohn klopfte nun an der Thüre des Schlosses. Die Thüre ging auf und ein altes Mütterchen trat heraus mit runzligem Gesichte und wackelndem Kopfe. »Bekomme ich hier Nachtherberge?« fragte der Fischerssohn, sobald er das Mütterchen ansichtig wurde.

»Müßt schon ein wenig gedulden,« war wieder die Antwort, »muß erst meinen Herrn fragen, setzt euch ein wenig auf die Bank da, ihr seid gewiß müde.«

»Was gedulden, was Herrn fragen?« schrie zornig der Fischerssohn. »Laß mich durch alle Gänge und Säle des Schlosses, oder —!« Bei diesen Worten zog er sein großes Schwert und fuchtelte damit um den Kopf der Alten herum. Diese fuhr vor Schrecken zusammen und schien wohl zu verstehen, wo das hinauswolle. »Ums Himmels willen, laßt mich!« kreischte sie mit heiserer Stimme, »ich will den König

ſchon wieder lebendig machen.« Und ſchnell lief ſie in das Schloß und kam augenblicklich mit einem Rüthlein wieder und ſchlug damit dreimal auf den Stein, der auf der Bank lag. Beim erſten Streiche ſprang des Königs Hund auf und lief wie närriſch herum und bellte, beim zweiten erhob ſich des Königs Pferd und ſchaute verwundert um ſich her und wieherte, — beim dritten Streiche aber ſtand der König ſelbſt auf und ſchaute ſeinem Bruder in die Augen und erkannte und küßte ihn. Auch der jüngere Fiſchersſohn erkannte, daß der König ſein Bruder ſei, und die zwei Brüder hatten eine Freude, wie nur die Engel im Himmel haben können. Sie gingen nun mitſammen in die Stadt und da war ein Jubel, der gar nimmer aufhören wollte.

»Da haſt du nun Gelegenheit, dein Bischen Muth auf die Probe zu ſtellen,« dachte er ſich, und am andern Tage in aller Frühe ſchnallte er ſich ſein Schwert um und nahm eine Lanze in die Hand und ging außer die Stadt hinaus zum See. Hinter der Kapelle verbarg er ſich und blieb mäuschenſtille. Die Königstochter kniete aber ſchon in der Kapelle und wartete zitternd die Ankunft des Ungethüms ab. Auf einmal entſtand ein Plätſchern und Patſchen im See, daß das Waſſer hoch aufſpritzte, und das Plätſchern und Patſchen kam immer näher und näher. Der Fiſchersſohn dachte ſich wohl, was dahinter ſei, ſchaute heimlich aus ſeinem Verſtecke auf den See und da ſah er einen Drachen heranſchwimmen mit einem fürchterlichen Rachen und großen, großen Krallen. Da ſchlotterte ihm auch ein wenig das Herz, aber er nahm ſich zuſammen und kaum war das Unthier am Ufer angekommen, ſo ſtürzte er hinter der Kapelle hervor und rannte ihm mit ganzer Gewalt ſeine Lanze in den Leib. Der Drache erhob ein fürchterliches Geheul und ſperrte den ſcheußlichen Rachen gegen den Fiſchersſohn auf, um ihn mit Haut und Haar zu verſchlingen. Der Fiſchersſohn aber verlor das Herz nicht ſo geſchwind, ſondern zog ſchnell ſein Schwert und ſtieß es dem Ungethüme in den aufgeſperrten Rachen. Da konnte ſich der Drache nicht mehr erwehren, ſchlug noch eine Weile mit dem Schweif in dem Waſſer herum — aber in wenigen Minuten rührte er ſich nimmer.

Der Jüngling trat nun in die Kapelle, brachte die Königstochter, welche vor Schrecken die Beſinnung verloren

oft vom Waldmännlein, seiner Stärke und seiner Bosheit allerlei schaurige Geschichten gehört, als er noch ein Kind war und die alte Kindsmagd ihm erzählen mußte. Was war nun zu thun? — Da war der gute Rath gar theuer und der erschrockene Graf wußte kein anderes Mittel wegzukommen, als Bitten und gute Worte. —

»Verzeihe mir,« sprach der Graf, »daß ich dein Gebiet betreten habe. Ich habe es nicht gewußt und werde es gewiß nie mehr thun.«

Das wilde Nörglein ließ sich aber nicht besänftigen und sprach: »Wie ich dir gesagt habe, muß es geschehen. Entweder du oder sie.«

»Verlange was du willst und ich gebe es dir,« sprach der Graf, »aber laß nur von dieser Forderung!«

Da schien sich das Männlein zu besinnen und sagte: »Wenn es so sein muß, so will ich euer Schicksal in die Hand deiner Frau legen. Ich lasse euch einen Monat Zeit. Wenn sie im Stande ist, in dieser Zeit unter dreimal meinen Namen zu errathen, soll sie frei und dein sein — sonst gehört sie mir.«

Der Graf war etwas getrösteter, aber doch lag es ihm noch so schwer auf dem Herzen. Er ging nun zurück und das Waldmännlein begleitete ihn. Beide waren ernst und prachen kein Wort. Wie sie aber eine Weile gegangen und zu einer uralten, graubärtigen Tanne gekommen waren, stand das Zwerglein still und sprach: »Hier ist die Gränze meines Gebietes. Bei dieser Tanne, die neunmal so alt ist, als die übrigen Bäume, werde ich deine Frau erwarten.

Er aber blieb feſt bei ſeinem Vorhaben, ließ ſich ſein Pferd ſatteln und ritt von dannen. Sein Hund lief neben dem Pferde her und ſchrie und bellte, daß die Felſen wiederhallten. Es wurde immer dunkler und dunkler und je mehr es nachtete, deſto heller glänzte das Lichtlein zwiſchen den finſtern Tannen hervor.

Bald hielt der König vor einem großen Schloſſe, das ſtand an der Stelle, wo früher das Lichtlein geleuchtet hatte. Dieſes war aber, wie von einem Windhauch ausgeblaſen, auf einmal erloſchen. Der König klopfte nun an der Thüre des Schloſſes. Die Thüre ging auf und ein altes Mütterchen trat heraus mit runzligem Geſichte und wackelndem Kopfe. »Bekomme ich hier Nachtherberge?« fragte der König, ſobald er das Mütterchen anſichtig wurde.

»Müßt ſchon ein wenig gedulden,« erwiderte freundlich die Alte, »muß erſt meinen Herrn fragen. Setzt euch ein wenig auf die Bank da, ihr ſeid gewiß müde.«

Der König ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſtieg vom Pferde, ſetzte ſich auf die Bank neben der Thür und ſpielte zur Kurzweil mit ſeinem Hunde.

Bald ging die Thüre wieder auf und das Mütterchen kam zum Vorſchein. Es that recht freundlich und ſagte: »Könnt hier bleiben, wie lang ihr wollt. An guter Bewirthung wird's euch nicht fehlen.« Während ſie dieß ſagte, zog ſie eine Ruthe unter dem Vortuch hervor, ſchlug damit dreimal auf den Stein, der neben dem König auf der Bank lag, und Hund und Roß und König waren in demſelben *Augenblicke in Stein* verwandelt.

So vergingen Tage auf Tage und Wochen auf Wochen und endlich waren nur mehr drei Tage vom Monate übrig. Da gingen nun der Graf und die Gräfin hinaus in den Wald und weiter und weiter, bis sie die alte greisbärtige Tanne von ferne sahen. Da blieb der Graf zurück und die Gräfin ging allein weiter. Es war sonst so lustig im Walde, die Vögelein sangen, die Eichkätzchen sprangen oder saßen und fiselten die Tannzapfen aus und die Hagröslein blühten so schön weiß und roth, allein der Gräfin war so schwer ums Herz, wie noch nie, und traurig ging sie, bis sie endlich zur Tanne kam. Dort erwartete sie schon das Nörglein und war schön grün und roth gekleidet. Er hatte eine närrische Freude, als er die Gräfin sah, denn sie gefiel ihm gar wohl.

»Nun errathe meinen Namen, Frau Gräfin!« sprach er eilig, als ob er es kaum erwarten könnte.

Da rieth die Gräfin: »Tanne, Fichte, Föhre,« denn sie dachte, »weil er im Walde wohnt, hat er gewiß den Namen eines Baumes.«

Das Nörglein hatte es aber kaum gehört, als es laut auflachte und jauchzte, daß es im ganzen Walde wiedergellte.

»Du hast es nicht errathen!« sprach er jubelnd. »Schaue, ob es morgen besser geht, als heute, sonst wirst du noch meine Frau!«

Die Gräfin war aber noch trauriger und ging mit niedergeschlagenen Augen von der Tanne weg, an der das Nörglein noch immer stand und schadenfroh ihr nachlächelte. —

Sie fand bald ihren Gemahl und erzählte ihm, wie sie

ſo ſchlecht gerathen hätte, und beide kehrten nun noch trauriger, als ſie gekommen waren, auf ihr Schloß zurück. —

Der noch übrige Tag verging, obwohl es ein trauriger war, doch zu ſchnell und es war bald der Abend da, dem bald die Nacht folgte. Das war wieder eine traurige, troſtloſe Nacht, in der Schlaf und Traum in der Grafenſtube nicht einkehrten.

Als Morgens die erſten Lerchlein ſangen, waren ſchon Graf und Gräfin auf den Beinen und klagten ſich ihre Noth. Darauf gingen ſie in die Burgkapelle und beteten dort und dann gingen ſie in den dunkeln grünen Wald hinaus und weiter und tiefer, bis ſie die alte, greisbärtige Tanne von ferne ſahen. Da blieb der Graf zurück und die Gräfin ging allein weiter. Es war ſonſt ſo luſtig im Walde draußen, die Vögelein ſangen, die Blumen lachten und dufteten und die Eichkätzchen machten ihre Männchen, allein der Gräfin war ſo ſchwer ums Herz, wie noch nie, und mit Thränen in den Augen ging ſie, bis ſie zur Tanne kam. Kaum war ſie dort, ſo kam auch ſchon das Waldmännlein und war gar ſchön blau und roth gekleidet. Es hatte eine närriſche Freude, als es die Gräfin wieder ſah, denn ſie gefiel ihm gar zu wohl.

»Nun errathe meinen Namen, Frau Gräfin!« ſprach er eilig und lächelte.

Da rieth die Gräfin: »Hafer, Plenten *) Türken, *) denn ſie dachte, vielleicht habe er einen Namen vom Getreide.

*) Plenten = Haidekorn, Türken = Mais

Der kleine Wicht hatte es aber kaum gehört, als er laut auflachte und juchzte, daß es im ganzen Walde wiedergellte.

»Du haſt es nicht errathen,« ſprach er jubelnd. »Morgen muß es beſſer gehen, oder du gehörſt mir, und dann hab ich morgen noch Hochzeit.«

Die Gräfin war aber noch trauriger als je und ging mit naſſen Augen von der alten Tanne weg, an der das Nörglein noch immer ſtand und ſchalkhaft ihr nachlächelte. —

Sie fand bald ihren Gemahl und erzählte ihm, wie es ihr ſo ſchlecht ergangen ſei, und beide kehrten nun noch betrübter, als ſie gekommen waren, auf ihr Schloß zurück.

Der noch übrige Tag verging unter Trauer und ehe man ſich deſſen verſah, kam der braune Abend und alsbald folgte die dunkle Nacht. Das war wieder eine traurige Nacht, in der weder Graf noch Gräfin ein Auge ſchließen konnten.

Als der Morgen andämmerte, waren Graf und Gräfin ſchon auf den Füßen und gingen in die Burgkapelle und beteten dort recht inſtändig. Dann wanderten ſie hinaus in den ſchönen, grünen Wald. Es war noch früher, früher Morgen und viele Vögelein lagen noch in ihren Neſtchen und ſchliefen. Nur die Bächlein rieſelten und murmelten und die Morgenwinde liſpelten in den Baumzweigen, ſonſt war es noch ganz ſtille, ſo ſtille wie in einer Kirche. —

Graf und Gräfin gingen nun hinaus, bis ſie die alte, greisbärtige Tanne von ferne ſahen. Da küßte der Graf ſeine ſchöne Gräfin und eine Thräne träufelte auf ſeinen Bart, denn er wußte nicht, ob er ſie noch einmal ſehen werde. Die Gräfin war aber heute gefaßter und ihr Herz ſchlug nicht ſo

sehr, wie die früheren Male. Sie nahm auch Abschied von ihrem Gemahl und wanderte zur Tanne. Da stand sie aber ganz mutterseelenallein bei dem alten Baume und kein Nörglein ließ sich sehen. Da ging sie weiter und kam bald zu einem gar schönen Steige, wie sie noch keinen gesehen. Es waren an beiden Seiten wilde Rosensträuche und bildeten einen schönen Zaun.

Sie ging dem Wege nach und kam bald zu einem schönen Thälchen. Da waren die schönsten Blumen und an den Hügeln standen Reben und Feigenbäumchen. Mitten im Felde aber stand ein Häuschen und das war gar so nett. Es hatte kleine Fensterchen und die glitzerten im Scheine der Morgensonne gar lustig. Aus dem kleinen Kaminchen wirbelte blauer Rauch auf und innen erklang ein Liedchen.

Die Gräfin vergaß Ach und Weh, als sie das Thälchen und das Häuschen sah, und schlich auf den Zehen zu einem Fensterchen, um zu sehen, ob es im Innern auch so schön sei. Wie sie dabei war, sah sie in ein allerliebstes Küchelein und drinnen sott und brodelte es in Häfelein und Töpfchen. Am Heerde stand aber das Waldmännlein, rührte bald da bald dort auf und sang mit lächelndem Munde:

„Siede mein Hafele, plapper' mein Kraut,
's ist gut, daß die Frau Gräfin nit weiß,
Daß ich Purzinigele heiß."

Die Gräfin hatte nun genug gehört. Leise, wie sie sich zum Hause geschlichen hatte, schlich sie wieder fort und eilte dann rasch zur Tanne hin, damit das Nörglein sie nicht einhole. Wie sie dort stund, konnte sie vor Freude fast nicht die

Ankunft des Waldmännleins erwarten. Sie hatte noch nicht lange geharrt, als das Männlein kam. Heute war es noch schöner geschmückt, als sonst, und hatte ein roth- und gold-durchwirktes Kleid an, das glänzte, wie die Morgenröthe.

»Nun rathe heute zum letzten Male,« sprach der kleine Wicht die Gräfin an und blickte sie an, als hätte er sagen gewollt: »Du Vogel kommst mir nicht mehr aus den Schlingen.«

Die Gräfin fing nun an »Pur« und schaute dabei den Frager mit beobachtendem Blicke an.« —

»Nicht getroffen; nun darfst du noch zweimal rathen!« sagte das Männchen.

»Ziege« sprach wieder die Gräfin. —

Da überflog eine leise Röthe das Nörglein und es schien nachdenklich zu werden. Doch sagte es: »Rathe schnell — noch einmal steht es dir frei.«

»Purzinigele!« rief die Gräfin voller Freude. Wie das Nörglein seinen Namen gehört hatte, rollte es zornig seine glührothen Augen, ballte krampfhaft die Fäuste und verschwand dann brummend in das Dickicht. Die befreite Gräfin eilte aber der Stelle zu, wo der Graf in Ungeduld ihrer harrte. Das war aber eine Freude, als sich beide wieder fanden. Graf und Gräfin zogen nun auf ihr Schloß zur Freude der Ihrigen und lebten dort noch viele, viele Jahre als das glücklichste Paar, das man je gekannt.

Und wo ist das Purzinigele?

Das war so zornig, daß es auf und davon lief, und wurde seitdem nie mehr gesehen.

37.

Der gläſerne Berg.

Ja, mein Kind, es iſt ſchon lange her, — du denkſt es nicht und ich auch nicht, — da lebte einmal tief in einem Walde ein Förſter, der hatte einen Sohn, der ſich aufs Waidwerk ordentlich verſtand. Der ging einmal hinaus auf die Jagd und ſchoß Hirſche und Rehe zuſammen, als ob alles Wild nur da wäre, um von ihm geſchoſſen zu werden. Er wollte eben heimkehren, da ließ ſich ein wunderſchönes Reh ſehen, und das wollte er noch ſchießen, bevor er nach Hauſe ginge. Das Reh lief immer weiter und wenn er wieder anſchlagen wollte, ſo war es hinter zehn Bäumen verſchwunden. Er aber gab auch nicht nach und dachte: »Nachlaufen thu ich, ſo lang mich die Beine tragen.« Auf einmal ſah er einen großen ſpiegelhellen See vor ſich, darin die Fiſchlein recht wonniglich aufhüpften, als ob ihr Kirchtag wäre. Der Förſtersſohn ſchaute ſich den See ordentlich an, denn er war ihm ganz neu und er dachte ſich: »Daher komm ich nicht alle Tage.« An einer Ecke nicht weit von dem Platze, wo er gerade zu ſtehen gekommen war, ſah er drei Badende und an den langen Haaren, die über den See hinſchwammen, erkannte er leicht,

daß es Frauensperſonen wären. Hinter einer Hecke ſah er ihre Ueberkleider liegen. Dieſe nahm er ſich und lief davon. Er war noch nicht weit im Walde, da kamen die drei Jungfrauen herangelaufen und baten um ihre Ueberkleider. Nach langem Bitten ſtand der Förſtersſohn ſtille und nahm die entwendeten Kleider vom Rücken. Zuerſt gab er der älteſten der Jungfrauen, dann endlich auch der zweiten das Ihrige zurück. Sobald ſie ihre Kleider hatten, waren beide weg, als ob ſie der Wind vertragen hätte.

Die dritte aber, welche die Jüngſte und Schönſte war, ging noch lange nach und bat in einem fort den Jüngling um ihr Ueberkleid. Er aber that, als ob er gar nichts hörte, ging vorwärts und ließ die Bittende neben ſich herlaufen. Als er nach Hauſe kam, gab er ihr ein Kleid von ſeiner verſtorbenen Mutter und hieß ſie mit dem zufrieden ſein. Das Mädchen aber war bildſchön und gefiel dem Jüngling, der eben ans Heirathen dachte, ſo ſehr, daß er ſich in den Kopf ſetzte, daſſelbe zur Frau zu nehmen. Er fragte jedoch alle Leute in der ganzen Umgegend, ob ſie ihn denn nichts Näheres von dem ſchönen Mädchen oder von ſeinen Aeltern zu ſagen wüßten. Niemand wußte etwas anderes, als daß die Jungfrau eben achtzehn Jahre alt ſei. »Das iſt ja gerade recht,« dachte ſich der Förſtersſohn, ich bin zwanzig Jahre alt, ſie achtzehn, beſſer könnten wir ja nimmer zuſammenpaſſen.« Er ging alſo ſchnurſtracks zum ſchönen Mädchen und fragte es: »Magſt mich heirathen?« Das Mädchen beſann ſich nicht lange und ſagte: »Ja.« Nun wurde zur Hochzeit alles vorbereitet. Der alte Förſter verzierte ſein feines

Häuschen mit allen Hirschgeweihen, die er sein Lebtag zusammengebracht hatte, der junge aber ging in die Stadt und kaufte seiner Frau das netteste Gewand, das er nur aufbringen konnte.

In einigen Wochen kam es zur Hochzeit, da wurde gesungen und gejodelt, als wäre der Himmel voll Baßgeigen. Friedsam und fröhlich lebte der junge Förster mit seiner Frau im kleinen Försterhäuschen. Der alte aber blieb auch bei ihnen und hatte sie gern, wie ein Vater seine Kinder haben soll, und segnete sie täglich vor dem Schlafengehen.

Wenn so der Förster mit seiner Frau allein im Garten saß oder im Wald herumging, so bat sie ihn oft, er möchte ihr doch einmal jenes Gewand wiedergeben, welches er ihr bei dem See entwendet habe. Er aber wußte immer eine Ausrede und behielt den Schlüssel zum Schranke, worin das Gewand lag, fleißig bei sich. Eines Tages ging er mit seinem Vater hinaus in den Wald auf die Jagd und hatte den Schlüssel zu Hause vergessen. Seine Frau sah denselben auf dem Kasten liegen und war über die Maßen froh, wieder zu ihrem Gewande kommen zu können. Eiligst sperrte sie den Kasten auf, nahm ihr Gewand heraus, legte es sich an, — und husch! war sie auf und davon.

Abends kam der Förster nach Hause, rief in allen Ecken und Enden nach seiner Frau, — aber sie gab keine Antwort. Er glaubte, es sei ihr ein Leides begegnet, und trübselig schlich er im Hause hin und her. Endlich warf er zufällig einen Blick auf den Kasten, in dem er das Kleid seiner Frau verborgen hatte, und wie er an demselben den Schlüssel stecken

einziges Mal aufzuwachen, schlief er, bis der helllichte Tag in die Kammer hereinschien. Da erwachte der Förster, rieb sich zuerst die Augen aus, machte sich wieder reisefertig und ging nun zum Mann, um ihm für die freundliche Aufnahme zu danken. Nachdem er lange Zeit gedankt hatte, fragte er: »Aber mein lieber Mann, weißt du denn auch nicht, wo etwa der gläserne Berg ist und wie lange ich noch gehen muß, bis ich dahin komme?«

Der Mann, der ein Hexenmeister war, antwortete: »Ja, bis dahin ists noch ein gutes Stück Weg. Aber damit du schneller an End' und Ort kommst, will ich dir ein Mittel geben, für das du mir gewiß sehr dankbar sein wirst.«

Da ging der Hexenmeister weg und nach einigen Minuten kam er mit zwei ungeheuern Stiefeln zurück. »Da zieh' diese Stiefel an und laß dieselben nur gehen, wohin sie wollen. Heut Abend noch wirst du zum gläsernen Berg kommen, dann zieh die Stiefel aus und sieh zu, was weiter geschieht!«

Der Förster dankte aus Leibeskräften, schlüpfte in die Stiefel und flugs ging es zur Hausthür hinaus und dann über Stock und Stein, durch Wald und Feld so schnell, daß dem armen Förster beinahe der Athem ausging. Eine Stunde verging um die andere, ein Stiefel trat immer vor den andern, — aber der gläserne Berg wollte sich noch immer nicht zeigen.

Schon war die Sonne dem Heimgang nahe, da sah der Wanderer vor sich etwas glänzen und flimmern und das Glänzen und Flimmern kam immer näher und näher, so daß

ſich der Förſter bald überzeugt hatte, er nahe jetzt dem Ziel ſeiner Reiſe.

Die Stiefel griffen noch einigemale kräftig aus, bis ſie am Fuß des gläſernen Berges Halt machten. Der Förſter mußte nun zuerſt die Augen zudrücken, ein ſolcher Schimmer leuchtete ihm von dem vielen Glaſe entgegen. Sobald er wieder die Augen aufzuthun wagte, war das erſte, daß er ſich die »großmächtigen« Stiefel abzog, ſo wie es ihm ſein Wirth aufgetragen hatte. Kaum hatte er das rieſige Paar vor ſich hingeſtellt, ſo hatte er es auch zum letzten Male geſehen.

Mit blinzelnden Augen ging nun der Förſter am Fuße des Berges herum, um ſich ſo viel möglich alles zu beſchauen. Der Berg, der vor ihm ſtand, war wirklich von unten bis oben ganz vom hellſten Glaſe und die Bäume und Sträuche und Gräſer, die darauf und daneben ſtanden, waren alle von purem Glas. Und weil eben die Abendſonne darauf herſchien, ſo war alles in der ſchönſten Beleuchtung. Die gläſernen Baumblätter flimmerten noch viel ſchöner als zitternde Birkenblätter im Sonnenglanze. Und die Gräſer neigten und beugten ſich im leiſen Abendwinde und mit ihnen neigten und beugten ſich die vielen Farben, die ſie wiederſtrahlten. Der Berg ſelbſt aber ſpiegelte die Sonne ab noch beinahe ſchöner und heller, als ſie am blauen Himmel ſtand.

Das alles gefiel freilich dem Förſter gar wohl und er hätte ſich nur gewünſcht, daß ſeine Augen den Glanz recht vertrügen und daß er auch wüßte, wie über den »halen«*) Berg

*) hal = glatt, ſchlüpfrig.

hinaufzukommen sei. Doch er dachte sich: »Kommt Zeit, kommt Rath« und schaute einmal ganz gemächlich nach allen Seiten herum. Da hörte er nicht weit von sich ein Geschrei und wie er demselben näher kam, bemerkte er, daß sich zwei Knaben um einen Sattel stritten. »Aha,« dachte er sich sogleich, »da hab ich's schon, der Sattel ist offenbar auch so ein Reitpferd, wie die zwei Stiefel.« Mit großen Schritten ging er auf die Knaben zu, zog ein Goldstück aus der Tasche und warf es ihnen hin. Beide stürzten gierig auf das Goldstück los, der Förster aber setzte sich schnell auf den Sattel und husch! war der Sattel mit dem Reiter auf der Höhe des gläsernen Berges.

Der Reiter stieg ab und sah um sich eine schöne, gläserne Ebene und darauf ein prachtvolles, gläsernes Schloß. Ohne sich lang zu besinnen, ging er in das Schloß hinein und über die Stiege hinauf. Auf der Stiege begegnete ihm eine Frau, die er sogleich für seine Gemahlin erkannte. Sie hieß ihn herzlichst willkommen, fügte aber ihrer Einladung bei: »Schwere Prüfungen wirst du bestehen müssen, bis dir dein Leben gesichert ist; denn meine Mutter, der dieses Schloß und der Berg gehört, legt jedem, der hieherkommt, allerlei schwere Proben auf, und wer dieselben nicht zu lösen vermag, den richtet sie zu Grunde. Sei aber unverzagt, denn ich will dir durch jede Gefahr glücklich durchhelfen! Wisse übrigens, daß jene zwei Jungfrauen, die du bei mir am See gesehen hast, meine zwei Schwestern sind und ebenfalls in diesem Schlosse wohnen. Du wirst aber dieselben nicht zu Gesicht

bekommen, denn die Bedienung der Fremden ist mir allein überlassen.«

Kaum hatte sie dieß gesagt, da kam ihre alte, greisgraue Mutter heran, begrüßte den Ankömmling mit aller Freundlichkeit und lud ihn ein, im Schlosse seine Herberge zu nehmen. Der Förster nahm die Einladung dankbar an und nachdem er sich mit einem Abendessen gütlich gethan hatte, begab er sich zu Bette.

Kaum hatte er am andern Morgen sein Lager verlassen, da ging die Thüre seines Schlafgemaches auf und die Alte trat herein. Mit der widerlichsten Baßstimme brummte sie ihn an: »Weil du dich unterstanden hast, hieherzukommen, mußt du heute alle Bäume des gläsernen Berges umhauen und vor das Schloß bringen. Ist die Arbeit am Abend nicht vollendet, so sieh zu, wie es dir ergehen wird. An ein Davonkommen darfst du nicht denken, denn ohne meinen Willen kommt Niemand über die Gränzen dieses Berges. Da hast du ein Werkzeug für deine Arbeit.«

Mit diesen Worten warf sie ihm eine hölzerne Hacke vor die Füße und sogleich wackelte sie wieder zur Thüre hinaus.

Dem Förster wäre bei der Rede der Alten ein wenig bange geworden, hätte er sich nicht an das freundliche Versprechen seiner Frau erinnert. Er ging nun mit seiner Hacke hinaus und warf vor allem einen Blick über den ganzen Berg. »Holla,« dachte er sich, »das wird nicht so leicht gehen. Aber, du Narr, die Bäume sind ja von Glas und Glas bricht leicht.« So dachte er sich und wollte nun an den ersten Baum Hand anlegen. Aber er mochte sich

anſtrengen wie er wollte, der Baum fiel nicht um. Er wäre nun noch verzagter geworden, hätte er ſich nicht wieder an die freundlichen Worte erinnert, die ſeine Frau geſtern zu ihm geſprochen.

Er ſpazierte den ganzen Vormittag auf und ab und ſeine ganze Arbeit beſtand darin, daß er den Berg von allen Seiten genau anſchaute. Als die Sonne mitten am Himmel ſtand, erachte ihm ſeine Frau das Eſſen, ſprach ihm Muth zu und machte ſich anſtatt ſeiner über die Arbeit. Die Arbeit ging ſo ſchleunig vom Fleck, daß der Förſter gerade einmal ſchauen und ſich über die Geſchicklichkeit ſeiner Gemahlin freuen mußte. Die Bäume purzelten um wie die Mücken und in einer halben Stunde lagen ſie alle vor dem Schloſſe aufgehäuft.

Abends kam die Alte, um zu ſchauen, wie es mit der Arbeit ſtehe. Sie zeigte ſich ganz zufrieden, als ſie die Bäume alle auf einem Haufen liegen ſah.

Am andern Morgen kam ſie wieder in des Förſters Zimmer, als er kaum aufgeſtanden war. »Heute,« brummte ſie, »mußt du allen Bäumen die Aeſte abhauen und Baumſtämme und Aeſte klein hacken, ſo daß ſie zum Brennen tauglich werden.« Nach dieſen Worten wackelte ſie wieder zur Thüre hinaus.

Der Förſter nahm ſeine gläſerne Hacke und ging hinaus zu den gläſernen Bäumen. Allein der ganze Vormittag ging vorbei, ohne daß auch nur ein einziger Baum geſpalten wurde. Als die Sonne mitten am Himmel ſtand, brachte ihm ſeine Frau wieder das Eſſen und griff dann rüſtig die Arbeit an. Da flogen die Aeſte von den Bäumen herab und die Bäume

und Aeste in Prügel und Scheiter auseinander, daß es eine wahre Freude war zuzuschauen. Als die Arbeit vorbei war, trat die Frau zu ihrem Manne, drückte ihm ein Fläschchen in die Hand und sagte: »Heute Nachts wird dein Zimmer voll Rauch werden, so daß du ersticken müßtest, wenn du kein Gegenmittel zur Hand hättest.« Trinkst du aber den Inhalt dieses Fläschchens, so wird dir der Rauch nicht schaden.« Mit diesen Worten ging sie wieder von dannen.

Abends kam die Alte aus dem Schlosse, um nachzusehen, ob die Arbeit vollbracht sei. Als sie sah, wie fleißig Bäume und Aeste klein gehackt waren, zeigte sie sich ganz zufrieden und kehrte wieder in das Schloß zurück.

Es war wieder dunkel geworden und der Förster begab sich in sein Schlafzimmer zur Ruhe. Kaum hatte er sich niedergelegt, so drang ein Rauch in das Zimmer, der immer dichter und dichter wurde, so daß dem Förster das Ersticken nicht ausgeblieben wäre, hätte er nicht schnell nach dem Fläschchen gelangt und dasselbe ausgetrunken. Nachdem aber dieß geschehen war, kam ihm der Rauch gar nicht mehr beschwerlich vor, sondern er schlief so frisch und gesund, wie nicht leicht in seinem Leben.

Am folgenden Morgen trat wieder die Alte ins Zimmer, in der festen Meinung, der fremde Mann werde todt im Bette liegen. Wie ihr aber derselbe fröhlich entgegentrat, begrüßte sie ihn mit freundlichster Miene und drückte ihm ihre Freude darüber aus, daß er alle drei Proben glücklich überstanden habe. Dann bat sie ihn, er möchte ihr seine Lebensgeschichte erzählen.

Der Förster fing nun seine Erzählung an und kam endlich auch darauf zu sprechen, wie er seine Frau geholt habe und wer dieselbe sei.

Wie die Alte vernahm, der Fremdling sei der Gemahl ihrer jüngsten Tochter, da wußte sie fast nicht, was sie anstellen sollte vor lauter Freude, bewirthete das Ehepaar aufs kostbarste und nahm erst nach drei Tagen von demselben Abschied.

Förster und Försterin kehrten zu ihrem Vater zurück und dieser hatte eine Freude, die der Erzähler nicht beschreiben kann.

38.

Der Holzhacker.

Es war einmal ein Holzhacker, der nicht viel zu beißen und zu brechen hatte, aber dafür ein frisches Blut und Freude zur Arbeit. Der ging eines Morgens wieder hinaus in den Wald, schnalzte mit den Fingern und pfiff ein Lied vor sich hin, als ob die ganze Welt ihm gehörte. Wie er so forttrollte, begegnete ihm ein altes Weiblein, das auf einer Krücke daherhinkte. »Guten Morgen,« rief ihn die Alte an, »auch schon auf den Beinen? Und du pfeifst ja und schnalzest und thust, als ob dir gar nichts abginge. Fehlts aber ja doch manchmal am Geldbeutel und in der Küche und im Keller!« Wie der Holzhacker das hörte, machte er große Augen, denn es »nahm ihn Wunder,« woher wohl die Alte, die er sein Lebtag nicht gesehen hatte, das alles wissen könnte. Während er so dies Mütterchen groß anschaute, sprach es weiter: »Willst du's aber gut haben, mein lieber Holzhacker, so geh mit mir und werde mein Diener, bei mir sollst du ein Leben haben wie ein Fürst.«

»Warum nit?« ſagte der Holzhacker, denn er dachte ſich: »Zu Hauſe habe ich doch nichts, als die liebe Noth, und die kann ich überall haben.«

Er ging alſo mit dem krummen Mütterchen einen weiten, weiten Weg, bald durch pechſchwarze Wälder, bald über ſtruppige Haiden und er verwunderte ſich nicht wenig, daß die Alte auf ihren Krücken die lange Wanderung aushielt. —

Am zwölften Tage endlich kamen ſie zu einer Höhle und gingen auf dieſe los. »Siehſt du,« ſprach die Alte, »durch dieſe Höhle kommen wir in meinen Pallaſt. Der Eingang könnte zwar etwas ſchöner ſein, aber, du wirſt ſehen, deſto prächtiger iſt's inwendig.« Sie gingen nun in die Höhle und kamen immer tiefer und tiefer hinein, bis ſie endlich vor einer Thüre anlangten, die von hellichtem Golde war. Die Alte zog einen goldenen Schlüſſel aus dem Sacke und ſperrte die Thür auf.

Sie traten nun in einen Saal, deſſen Wände ganz von Gold und mit allerlei Edelſteinen verziert waren. Der Holzhacker traute kaum ſeinen Augen, wie er alle die Pracht ſah, und es kam ihm ſonderbar vor, daß mitten in dem goldenen Gemach ein Löwe lag, der furchtbar heulte und winſelte. Die Alte hinkte an dem Thiere vorbei, als ob ſie es gar nicht ſähe, und der Holzhacker hielt es auch für räthlicher das Maul zu halten.

Sie gingen nun aus dem prachtvollen Zimmer in ein anderes Gemach und von dieſem wieder in ein anderes und ſo immer fort. In jedem Gemache aber war ein Löwe gelagert.

Endlich sprang auf den Wink der Alten eine Thür auf, durch welche sie in einen Saal traten, der eben so prächtig war, wie der erste. In der Mitte des Saales lag eine Löwin, die heulte und winselte und schaute den Holzhacker an, als ob sie ihm ihr Leid klagen wollte. Dem Manne ging ihr Laut und ihr Blick tief zu Herzen und er sprach zur Alten: »Die armen Thiere müssen einen Wolfshunger haben. Soll ich ihnen nicht etwas zu Fressen vorwerfen?«

»Für das Fressen dieser Bestien hast du nicht zu sorgen,« »schnarrte« die Alte, »wohl aber dafür, daß sie täglich ihre Schläge bekommen. Siehst du dort drüben hängt die Peitsche, mit der du die Bestien tagtäglich aus Leibeskräften abklopfen mußt. Geschieht es fleißig, so wird dir dein Lohn nicht ausbleiben, bist du aber nachlässig im Dienste, so sollst du deine Strafe schon empfangen.«

Der Holzhacker sah wohl ein, daß es da nicht gerathen sei zu widersprechen, und versicherte in allem pünktlich zu gehorchen.

Jetzt hieß die Alte den Holzhacker ein wenig warten, hinkte davon, so schleunig es gehen wollte, kam aber bald wieder.

»So, hier hast du dein gewöhnliches Frühstück,« sagte sie und stellte ihm einen Teller voll Obst vor.

»Schönen Dank,« erwiderte der Holzhacker und griff wacker zu. »Es ist doch schöner,« dachte er bei sich, »wenn in der Frühe eine Schüssel voll Marillen*) und Feigen und

*) Aprikosen.

ſolches Zeug vor einem ſteht, als wenn man morgens vor der Arbeit gar nichts zu beißen hat.« Während er ſich ſo ſeine Gedanken machte, waren die ſchönen Früchte allmälig zu Ende gegangen und der Holzhacker freute ſich des Frühſtückes wegen ſchon wieder auf den folgenden Morgen.

Was er dann den ganzen Tag hindurch gethan hat, das weiß der Erzähler nicht zu ſagen. Abends führte ihn die Alte in ein ſchönes Zimmer, worin ein Bett für ihn hergerichtet war. Er ſagte nun der Alten: »Gute Nacht,« legte ſich in ſein Bett und ſchlief bald ein. Er hatte noch nicht lange geſchlafen, da wurde er durch ein Klopfen an die Zimmerthür geweckt. Neugierig ſprang er aus dem Bette, zündete ſein Licht an und ſchaute zur Thüre hinaus, was es gebe. Und wer war draußen? Der Löwe war's, den er im erſten Saale geſehen hatte, und deutete durch klägliches Gewinſel an, daß er zu dem Holzhacker hineinwolle. Dieſer war voll Mitleiden mit dem armen Thiere und ließ daſſelbe ungehindert hereingehen. Wie der Löwe drinnen war, fing er an zu reden wie ein Menſch und ſprach zum Holzhacker: »Du haſt dich vielleicht ſchon lange über die ſonderbaren Bewohner dieſer prachtvollen Gemächer verwundert. So wiſſe denn, daß ich ſelbſt ein verzauberter Prinz bin und daß alle Löwen und Löwinnen, die du in dem Pallaſt ſaheſt, meine verzauberte Dienerſchaft ſind. Die Löwin aber, die du in dem letzten Saale erblickteſt, iſt meine Verlobte und die Alte, die dich hiehergeführt hat, iſt ihre Mutter. Dieſe wollte unſere Verbindung hintertreiben und hat uns deßwegen in ſo abſcheuliche Beſtien verwandelt. Du biſt der Einzige, der uns befreien

kann. Die Alte schläft ja wie eine Ratte und du hast jetzt die beste Gelegenheit, ihr den Garaus zu machen. Uns allen aber mußt du die Halsbänder lösen, und der Zauber hat ein Ende.«

Der Holzhacker war wie vom Himmel gefallen, als er das hörte, und versprach hoch und theuer, alles zu thun, was zu ihrer Rettung nothwendig wäre.

Der Löwe ging wieder aus dem Zimmer, der Holzhacker aber griff nach seiner Hacke und schlich sich auf den Zehen in das Schlafgemach der Alten. Er trat zum Bette hin und schaute ihr recht scharf ins runzlige Angesicht, um sich zu überzeugen, ob sie wohl schlafe. Wie er sah, daß sie keine Miene veränderte und die Augen fest zugeschlossen hatte, nahm er sich ein Herz, faßte die Hacke und that einen so kräftigen Schlag auf den Kopf der Alten, daß sie nur noch einen Schrei ausstieß und dann maustodt war.

Er ließ die Alte in ihrem Blute liegen und ging zu den Löwen herum, löste allen nach einander die Halsbänder — zuerst dem verzauberten Prinzen, dann der Prinzessin und dann der Dienerschaft — und in kurzem wimmelte es um ihn vor lauter Leuten, die ihm für die Befreiung vom Zauber zu danken nicht aufhören wollten.

Prinz und Prinzessin machten sich nun mit ihrer Dienerschaft und dem Holzhacker auf die Reise und in sechs Tagen kamen sie wieder in ihrem Königreiche an, das sie so lange nicht mehr gesehen hatten. Sie fanden alle Leute wegen ihrer langen Abwesenheit in der größten Bestürzung, denn Niemand wußte, wo sie eigentlich hingekommen seien. Allein als

ſie erkannt wurden und ſich die Nachricht von ihrer Zurückkunft verbreitete, da war eine Freude im ganzen Königreiche, als ob ſie vom Grabe auferſtanden wären.

In wenigen Tagen wurde die Hochzeit gehalten und dabei ging es ſo luſtig her, daß man noch in ſpäten Zeiten von der ſchönen Feierlichkeit erzählte.

Und der Holzhacker? Der Holzhacker blieb am Hofe, ſolange er lebte, und hatte alles, was er ſich nur wünſchen mochte, in Hülle und Fülle.

39.

Der Müllerbursch und die Katze.

Kam einmal ein Mühlknecht zu einem Müller und bat ihn, er möchte ihm doch Arbeit geben, er sei schon lange Zeit gewandert und wolle sich nun wieder ein Paar Kreuzer verdienen. Der Mühlknecht ging dem Müller ein, denn er war ein flinker, rüstiger Bursche und er hätte ihm sogleich Arbeit gegeben, wenn ihm nicht ein sonderbares Bedenken in den Kopf geschossen wäre. Er kratzte sich eine Zeitlang hinter den Ohren und rückte dann langsam mit seiner Meinung heraus: »Ja, ich brauche jetzt freilich einen Mühlknecht und es stand mir nicht leicht einer so gut zu Gesicht, wie eben du. Aber noch hat's ein ander's Hackele.«

»Was denn für eins?« fragte hastig der Müllerbursch.

»Ja, du wirst mir's vielleicht nicht glauben wollen, aber es ist doch so, wie ich sage. So oft ich noch einen Mühlknecht in der Mühle schlafen ließ, ward er am andern Tage todt gefunden. Was eigentlich dahinter steckt, konnte ich noch nie erfahren, aber es ist einmal so.«

»So weit hat's noch nicht herabgeschneit, daß sich unser einer fürchtet,« erwiderte lachend der Mühlknecht.» Da laßt nur mich machen, ich bin nicht von »Schreckbichl« zu Haus.«

»Nein, wäre doch jammerschade um dein junges Leben,« meinte der Müller, »und wo noch Keiner davongekommen ist, da wird mit dir nichts Besonderes gemacht werden.«

»Kurz und gut, ich fürcht' mich nicht und ich bleibe bei euch, wenn ihr mir Arbeit gebt.«

»Wenn du durchaus dein Leben auf's Spiel setzen willst, so bleib halt. Angehen thut's dich,« erwiderte halb froh und halb zornig der Müller.

Der neue Mühlknecht ging nun in die Mühle und arbeitete trotz einem. Als es nachtete, legte er sich ein wenig nieder, ließ aber keinen Schlaf über seine Augen kommen und schaute und schaute, was denn etwa in der Mühle spucken möchte. Auf einmal kam eine große, schöne Katze auf ihn zugeschlichen und miaute und stellte den Buckel auf und wedelte langsam mit dem Schweif und schlich immer um den Mühlknecht herum, so daß dieser genug zu thun hatte, das unheimliche Vieh von sich abzuwehren. Wie aber das: »Gsch!« und »Mach dich!« und solche Sprüche nicht helfen wollten, wurde er über und über zornig, faßte die Katze beim Schweif und warf sie weit von sich weg. Nun »maunelte« die Katze wieder zur Thüre hinaus, der Mühlknecht aber dachte sich: »Warte du, komm' mir noch einmal,« legte sich auf ein Ohr und konnte ungestört schlafen.

Morgens in aller Frühe kam der Müller und wollte nach dem Leichnam des Mühlknechtes sehen. Wie machte er

aber große Augen, als ihm der Burſche ſingend und pfeifend entgegenkam und die Geſchichte von der Katze erzählte.

Als es wieder Abend wurde, holte ſich der Mühlknecht eine kleine Hacke und die verſteckte er in ſeinem Bette. Bald war es Nacht, der Burſche legte ſich nieder und die Katze ſchlich wieder miauend heran. Der Mühlknecht ſcheuchte ſie dießmal nicht von ſich, ſondern that ihr ſchön und ſuchte ſie immer näher und näher zu ſich heranzulocken. Wie ſie eng an ſeinem Bette ſtand, zog er flink die Hacke heraus und ſchlug ihr lachend eine Vorderpfote ab. »So, nun werde ich Ruhe haben,« meinte er und legte ſich wieder in ſeinem Bette zurecht. Die Katze aber hinkte mit erbärmlichem Miauen auf drei Beinen zur Thüre hinaus.

Morgens in aller Frühe kam wieder der Müller, um nach ſeinem Burſchen zu ſehen. Dieſer war ſeinen Meiſter kaum anſichtig geworden, da ſchrie er ſchon voll Freude: »Da ſeht einmal, was die Beſtie zurückgelaſſen hat. Die kommt zu mir gewiß nimmer.« Mit dieſen Worten zeigte er dem Müller die Pfote, die er der Katze abgehackt hatte. Der Müller »lachte ſich den Buckel voll an« und konnte ſich über ſeinen neuen Mühlknecht nicht genug freuen. Als er ſich genug gelacht hatte, ging er wieder ſeine Wege und der Vormittag verging wie andere Male, nur wunderte es den Meiſter, warum ſich heute ſein Weib gar nicht ſehen laſſe. Es wurde endlich Mittagzeit und in der Küche brannte noch kein Feuer. Da ging dem Meiſter die Geduld aus und er ſchrie in allen Ecken und Enden nach ſeiner »Alten.« Die Meiſterin aber kam nicht und gab auch keine Antwort. Endlich

ging der Müller in die Schlafkammer hinauf und fand die Seinige noch im Bette. »Was thust du denn? Es ist schon Mittagzeit und in der Küche drunten brennt noch kein Spänlein.« »Ich kann heute nicht kochen, mir fehlt etwas.« Der Müller war neugierig, was denn das sei, da bemerkte er, daß sein Weib mit den Armen so verzagt that, und auf einmal sah er, daß ihr eine Hand abgehackt sei. »Aha,« dachte er sich, »das fehlt dir,« und lief zornig über die Stiege hinab und erzählte dem Mühlknecht, was er gesehen habe. Der Bursche merkte wohl auch sogleich, daß die Katze niemand anders gewesen war, als die Meisterin, und daß diese eine böse Hexe sei.

40.

Thaddädl.

(Im Meranerdialekt.)

As ischt a môl a Bäurin g'wes'n, dö hôt an rechtan tôggatn Bua g'hôbt, und der hôt Thaddädl koasen. Dös ischt obar schun a Pôtsch g'wesn, dass man broatum kuan söttan g'fundn hôt. Hôsch'n eppas un'gstöllt, hôt ar ôlls arschling gathun, hôscht g'sâgt, er soll ai gien, ischt ar oi gôngan und hôscht g'sogt er soll firschi gien, nôrr ischt ar g'wis hindarschi gôngan. Dass i's recht sôg, as ischt hôlt a Zoch g'wes'n, der's Ross ôllm ban Orsch aufgazamt hôt.

A môll hôt ar á wiedar eppas Gabichs ungstöllt, — wos as krod g'wes'n ischt, scheippat mar selbar nit in — und dös ischt ihm schun á recht kôtzdumm fürkemman. Galist'n fôngan in Hof untn die Hennan un za gôgganoadn, wie ôlla Wettar, und dô hôt der Lörl g'muant, die Hennan wölln dar Muattar postn, wos ar darstölit hôt, und dös hôt'n fuchtig g'môcht. Schnôll und Fôll ischt ar in Hôf oigarennt, hôt die Keatar darwuschn und ôllnan die Kragn ungadrahnt. Aff uan môl ischt ihm a Lichtl aufgbngan,

dass ar schun wiedar a môl eppas Tottlts darstöllt hôt und er hôt si gadenkt: wia werd die Muattar futtarn, wenn die Glutsch hin ischt. Dō hôt ar dös Ding guat seín g'lôssn, ischt in die Kuchl um an Henighofn und ischt wiedar in Hof oi. Nôchar hôt ar die Hennan garupft und wie ar ischt fertig g'wesn, hôt ar si von Kopf bis za die Zeachn mit Henig ung'schmirpp und nôchar in die Fedarn g'wölgg. — Iatz hôt ar an kurzn Prozess g'môcht, hôt si gadenkt, iatz bin i Glutsch, ischt aff die oar k'huckt und hôt aussarg'sprôzt, wia a Bock aff ar Knott. Wie die Muattar kemman ischt und die nuia Glutsch g'sechn hôt, ischt ihr's Hahnl aufg'stiegn uud sie hôt ung'fôngan za sablan und za pummalitzn, dass as g'fuirt hôt. „Du verflüchtar Toagôff, wos thuast denn do drinn? Sollt i dar nit gien die Oahrn röckn?“ Wie die longstüzzata Glutsch dös g'heart hôt, ischt sie as der Kreb aussar k'hupft. Die Muattar hôt no a Weil fortgagrunlt und hôt g'sôgt: „Mit den Bua ischt weitar nicht za richtn. Vielleicht, wenn ar a Waibats hött, dö'n recht aufdamman tat, kannts no aniauigstn a G'sech kriegn“ — Der Infôll hôt ihr gor nit lôtschat gadunkt und iatz isch'i zan Nôchbar gôngan, der a fruatiga Gitsch g'hôbt hôt. Nôchar hôt sie's Madl g'frôgt, ob sie kuan Schneid hätt, in Thaddädl za heirathn. Die Gitsch hôt nit schiach gathun und die Muattar isch wiedar huam gôngan und

hôts in Thaddädl darzöhlt. Der hôt si gadenkt, dös ischt knan loada G'schicht, und ischt staat zan Nôchbar aff'n Huangart gôngan.

Amôl hôt ihm 's Madl a Fackl gschenkt. Do hôt si der Thaddädl gadenkt: „Wia bring i dös Koat hnam?“ Zerst hôt ar's a Weil mit an Strick gfiart, aber weil dös Viech nit hôt gian g'wöllt und ihm dös Zuaggn darloadat hôt, hôt ar 's Mössar gnummen und's Fackl ogstochn. Nôchar hôt ar's darschnitn und die Brockn ins Wullahemmat gsteckt.

Wia ar huam kemman ischt, hôt ar der Muattar darzölt, er hob a Peatschl bakemman und hôt ihr die Brockn gazoagg. Wia die Muattar die Brockn gsechn hôt, isch'i grantig gworn und hôt ungfôngan aufzabagearn und hôt gsôgt: „An söttan Pluiwasch, wia du vanar bischt, findat man von Naudars bis Triast nit. Wenn da nit so an tamischn Grind höscht, hascht's Fackl mit an Strickl huamgfiart.“ Iatz hôt si der Thaddädl gadenkt: „Wôrt nur, wenn i nô amôl eppas kriag, will i's schun in an Soalala unlatzn.“

As hôt nit lông gataurt, ischt ar wiedar za seinar Pfot gôngan. Dösmôl hôt sie ihm an Pinggl harbanas Tuach za Pfoatn und Schwenzstrümpf und sötta Zuig gebn.

„Wôrt,“ hat si der Thaddädl gadenkt, „dösmôl will i nimmar a so tölggat sein.“ Und do hôt ar a

Soalala gnumman und in Pinggl unglatzt. Dös ischt a Fuar gwesn; er hôt 's bliadlweissa Tuach durch'n Lettn und ôlla Lôckn ausgazôchn.

Wie ar huam kemman ischt, hôts die Muattar gsechn und hôt vôn Zôrn kuan Wort aussargabrocht. Obar a hantig's Gsicht woll hôt si gmôcht. Sie hôt ihrn Bua gor nimmar zan Nôchbar glôssn und ischt selbar darzue ônigôngan und hôt 's Madl af'n Bschau glodn.

Nôchar ischt sie huam und hôt zan Thaddädl gsôgt: „Du, heint kimmt af Marend 's Madl her und thua nôchar nit a so zochat. Du musst af ihr schaugn und ôlla Augn af ihr werf'n."

„Ischt schun recht, Muattar," hôt der Thaddädl gmuant, „i will enk gwis nimmar sirig môchn."

Nôchar ischt ar in Stôll oi und hôt in Viech die Augn aussargstochn uud hôt sie ingstekt.

Wias Marendzeit gwesn ischt, ischt sein Madl kemman und er hôt ôlla Augn af ihr gworfn. Wia sie dös gsechn hôt, hôt sie ihr gadenkt:

„Du bischt an Ösl
Und bleibscht an Ösl
Und werscht nimmar ôndarscht wearn."

Und sie hôt si darvun gazôggIt und si ban Thaddädl nimmar sechn glôssn.

JUN 2 2 1939